(P.O.rel.)
5753

P. o. neerl.
5753

Conscience

<36634828170011

<36634828170011

Bayer. Staatsbibliothek

Das belletristische Ausland. 87.-688. Bd

Geschichte des Grafen Hugo von Craenhove und seines Freundes Abulfaragus.

von

Hendrik Conscience.

Aus dem Vlämischen

von

E. Zoller.

Zwei Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

1454

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Die zwei Hirten.

Um das Jahr 1360 lag noch zwischen den Dörfern Wyneghem und Santhoven, drei Stunden von Antwerpen, ein wüster und dunkler Wald. Die Eiche, der Gott der nordischen Wälder, schoß ihre stolze Krone gen Himmel; der treue Epheu klammerte sich in Liebeskränzen üppig um seinen rauhen Stamm, während die duftigen Blumenkelche des Geisblattes seinen breiten Fuß als mit goldenem Kleide schmückten. Kinder Einer Mutter grünten dort gleichfalls: die Buche mit ihren glänzenden Blättern, die Birke mit silbernem Stamme, die zitternde Pappel und die zartere Trauerweide, die wie eine trauernde Jungfrau sich mit ihrem hängenden Laube über die Seen beugte.

Am Ende des Waldes war Alles lieblich: da schoß der Brombeerstrauch seine purpurnen Ranken von Stamm zu Stamm, und wob einen undurchdringlichen Schleier, an dessen Fuß Schlüsselblume und Maßliebchen wie verlorene Perlen glänzten.

Aber tiefer in dieser einsamen und wüsten Schöpfung änderte sich Alles: — der Boden schien die Zeichen einer Naturumwälzung an sich zu tragen. Da und dort erhoben sich nackte Sanddünen; zerstreute Moräste und gährende Sümpfe zerstörten halb verrottete Stämme entwurzelter

Weiden .... und statt des lieblichen Geisblattes sah man hier nur fahles am Boden fortwucherndes Moos, das die umstehenden Bäume zu einer Gesellschaft sterbender Greise machte, mit Pilzen und Schwämmen wie mit Eiterbeulen überdeckt.

Nie senkte die Sonne ihre heitern Strahlen auf diesen feuchten Boden; unheimliche Dunkelheit und entsetzliche Stille herrschte hier ununterbrochen; nur von Zeit zu Zeit ertönte das Aechzen einer Nachteule durch das Laub oder machte ein fliehender Fuchs die Blätter rascheln, und unterbrach so die Todtenstille, um sie noch schrecklicher zu machen.

Neben diesem Walde lag eine unermeßliche Haide, und weiterhin, am Ende des Horizontes, wo der Himmel die Erde zu berühren scheint, hing ein undurchdringbarer Vorhang von Tannenbäumen.

Beim Anbruche eines Lenzmorgens im Jahre 1366, ehe die Sonne die nächtlichen Nebel durchbrochen hatte, befanden sich zwei Schafhirten auf der Haide. Der Eine war ein alter Mann, von mehr als sechzig Jahren mit weißem Haare und gekrümmten Rücken. Der Andere beinahe noch ein Knabe: siebenzehn Jahre glänzten auf seinem angenehmen rosigen Gesichte, blaue Augen funkelten mit sanfter Gluth unter seiner breiten Stirne hervor und feine Haare, deren Farbe einer Mischung von Gold und Silber glich, fielen über seinen Hals. Beide waren in rauhe Stoffe gekleidet, und damit beschäftigt, Hosen aus schwerem Wolltuch zu nähen, während ihre Heerden in einiger Entfernung die spärlichen Haideblumen pflückten.

Nach einiger Zeit legte der alte Hirte seine Arbeit nieder, zog ein Buch aus seiner Tasche und öffnete es. Der

junge Hirte hatte kaum das Buch bemerkt, als die Nadeln seiner Hand entfielen; sein Auge erglänzte von dem Feuer der Neugierde, und sich seinem Kameraden nähernd, beugte er sich über die offnen Blätter des Buchs und betrachtete mit aufmerksamem Blicke die Buchstaben. Dann sprach er seufzend:

„Du kannst lesen, Albrecht? In diesem Buche also hast Du gelernt, wie man die Winde drehen muß, wie man gut Wetter und schlecht Wetter macht, wie man das Vieh bezaubert und entzaubert. . . . O ich gäbe zwanzig schöne Jahre meines Lebens, wenn ich die Zeichen verstünde, wie Du!"

Der alte Hirte lächelte bei dieser Betheurung und antwortete:

„Nun, Bernhard, glaubst Du auch an das Geschwätze der alten Weiber von Santhoven? Weil ich lesen kann, macht man mich zu einem Zauberer und doch habe ich in meinem Leben kein ander Buch in Händen gehabt, als das, was Du jetzt siehst. Weißt Du, was darin steht?"

„Nein, o sage es mir!"

„Nun, es ist das Leiden unseres Herrn. Als ich noch jung war, wohnte ich bei einem alten Geistlichen, der hat das Buch für mich geschrieben und mich mit vieler Mühe die Zeichen verstehen gelehrt. Der gute Mann, Gott habe seine Seele, hat hinter dem Buche einige unbekannte Heilmittel für kranke Schafe hinzugefügt. Sieh, Bernhard, in der Kenntniß dieser Heilmittel besteht alle meine Zauberkunst."

Diese Erklärung befriedigte den jungen Bernhard nicht.

„O laß' mich das Buch mal in den Händen halten!" rief er mit Ungeduld.

Sobald der alte Hirte ihm dasselbe gegeben, warf Bernhard sich in das Haidegras, legte das Buch auf seine Kniee und begann mit fieberhafter Aufmerksamkeit die Blätter eins nach dem andern umzuwenden. — Es war

etwas Sonderbares in der Haltung des jungen Hirten und besonders in der festen Unbeweglichkeit seines Kopfes, an welchem die blonden Haare wallend niederfielen. Mit wohlwollendem Lächeln betrachtete der alte Albrecht seinen jungen Kameraden und fragte endlich:

„Du hast also großes Verlangen, zaubern zu lernen, Bernhard?“

Dieser hob seinen glühenden Kopf empor und antwortete:

„Zauberei! O nein, nein! Aber ich gebe zwei Finger meiner rechten Hand dem, der mich lesen lehrte.“

„Ich würde es Dich wohl lehren, wenn wir unsre Heerde oft am selben Platze könnten weiden lassen, doch das geschieht keine zehn Mal im Jahre, darum glaube ich nicht, daß Du es je lernen würdest.“

Das letzte Wort betrübte den jungen Hirten sehr: er gab mit innigem Verdruß das Buch zurück, nahm seine Nadeln wieder auf und ließ das Haupt in tiefstem Mißmuth sinken, während eine Thräne in seinem Auge glänzte.

Eine Zeitlang herrschte ein peinliches Stillschweigen zwischen den zwei Hirten; bald aber ergriff den alten Albrecht Mitleiden und er sprach zu seinen weinenden Kameraden:

„Bernhard, Dein Wunsch lesen zu lernen, ist eine sonderbare Krankheit. Ich sehe nicht ein, wie Du Dich so betrüben kannst; ein Zufall hat mich so gelehrt gemacht, aber dieß Glück wiederfährt nicht jedem; — und warum solltest Du Dich nicht trösten, da Ritter und Edelfrauen, Bürger und Bauern ebenso unwissend sind, als Du? Und wärest Du gelehrt, wo würdest Du ein Buch finden, da Du nicht reich genug bist, eines zu kaufen?“

Bernhard machte bei diesen Worten eine Bewegung der Verzweiflung; seine Stirne umwölkte sich.

„Gewiß, Bernhard,“ fuhr der alte Albrecht fort, „Deine Wißbegierde ist nicht natürlich; sie hat zweifels-

ohne ihre verborgenen Gründe. Du bist ein wunderbares Kind! Niemand weiß, von wannen Du gekommen, Du kennst weder Vater, noch Mutter, Du sprichst und thust nicht, wie wir. Noch so jung und ein so geheimnißvolles Leben! Ich habe Mitleiden mit Dir, denn ich sehe wohl: Du leidest und bist unglücklich!"

Der rührende Ausdruck, mit welchem er die letzten Worte gesprochen, ergriff den jungen Hirten sehr. Vielleicht war es ihm ein Bedürfniß, sein Herz auszuschütten. Er näherte sich seinem Kameraden, drückte seine Hand und sprach in traurigem Tone:

„Albrecht, niemand kennt mich an diesem Orte. Gelobe mir strenge Verschwiegenheit und Du sollst mich kennen lernen; ich werde Dir sagen, warum der Schmerz meine Brust erfüllt. — Ich bin von edlem Blute, Albrecht; Du wirst es nicht glauben, aber Dein Kamerade, der Schafhirte Bernhard, kann sich Burggraf von Reedale nennen."

„Du bist von edlem Blute! Burggraf von Reedale!" rief der alte Hirte verwundert. „Sprich, ich kann schweigen."

Bernhard trocknete die Thräne, die in seinem Auge glänzte, und setzte sich auf der Haide nieder und als sein Kamerade das Gleiche gethan, begann er also: —

„Ja setze Dich nieder, Albrecht, denn meine Geschichte ist lang und traurig: ich bin jung, doch habe ich schon viel gelitten.

„Höre: — Noch ist es keine zehn Jahre her, daß ich mit meinem Vater und meiner Mutter ein adlig Schloß in der Nähe von Grimberghe in Brabant bewohnte. Da verbrachte ich meine Tage mit allen Uebungen, die einem Edelknaben geziemen; mein Vater, der ein berühmter Kriegsheld war, lehrte mich den Degen führen und ein wildes Roß bändigen. Ich war noch sehr jung und doch verwunderten sich erfahrene Ritter schon damals über meine Gewandtheit. Wir waren aber arm und unsre Tafel würde

nicht oft unseren adligen Stand verrathen haben, wenn wir nicht durch unaufhörliches Jagen die Wälder gezwungen hätten, ihr bestes Wildpret zu liefern. Um seinem Fürsten, dem Herzog von Brabant, Jan dem Siegreichen, mit Ehren in den Krieg gegen die Vlamingen zu folgen, hatte mein Vater sein Landgut bei Brüsseler Wechslern verpfändet. Der Herzog machte ihm viele Versprechungen, doch nichts wurde gehalten. — Du hast vielleicht gehört, Albrecht, wie die Vlamingen unter ihrem Grafen Ludwig Van Male im Jahre 1356 Brüssel eroberten und ganz Brabant in Besitz nahmen. Mein Vater war einer von denen, die es mit Eberhard 't Serclaes versuchten, Brüssel zu befreien. Bei Nacht gelangten sie in die Stadt und vom Volke unterstützt, vertrieben sie die Vlamingen. Mein Vater war's, der das triumphirende Banner von Brabant auf die Wälle pflanzte; aber ein Pfeil traf ihn in die Seite und er starb schon am andern Tage an seiner Wunde.

„Inzwischen lebte ich mit meiner Mutter auf dem Schloß bei Grimberghe; wir hatten schon die Kunde der Befreiung Brüssels empfangen und freuten uns über die wahrscheinliche Erhaltung unseres Vaters. Getrosten Muthes und fröhlichen Herzens sprach meine Mutter mit mir über ihre Hoffnung auf bessere Zukunft: Herzog Wencelyn, dem nun Brabant gehörte, würde zweifelsohne die wenigen Ritter belohnen, denen er seinen Thron verdankte. Diese schönen Aussichten in unserer Phantasie ausmalend, stiegen wir die Treppe hinauf, um uns schlafen zu legen; meine Mutter küßte mich zu wiederholten Malen, bekreuzte mich öfters und ich sah in jedem ihrer Augen eine Thräne der Hoffnung und Liebe glänzen. So glücklich und zufrieden über unser Loos, schloßen wir unsere Augen und sanken in süßen Schlaf.

„Mitten in der Nacht höre ich plötzlich ein schreckliches Geschrei; ich erwache... aber, o Gott! ich sehe nichts als Flammen, der Rauch erstickt mich, ich höre die Stimme meiner Mutter, die um Hülfe ruft . . . und außerhalb

des Schlosses Waffengerassel und Jauchzen vielen Volkes. Alles dreht sich vor meinen Augen, ich fühle Leben und Athem schwinden. Da sehe ich plötzlich ein schwarzes Menschenbild die Flammen durchschneiden und sich meinem Bette nähern. — Ich fühle, daß seine beiden Arme mich umfassen, mit Gewalt aufheben und wie er mit mir durch das Feuer springt. . . Jetzt verlor ich mein Bewußtsein und Gefühl. . ."

Ergriffen von seinen trüben Erinnerungen, schwieg Bernhard nach diesen Worten. Thränen flossen über seine Wangen, doch kein Seufzer, kein schwerer Athem begleitete sie. Sein alter Kamerade sprach gleichfalls nicht, so daß eine seltsame Stille der Ausdruck ihrer gegenseitigen Rührung ward.

Endlich fragte Albrecht:

„Nun Bernhard, und Deine Mutter?"

„Meine Mutter, nicht wahr? meine arme Mutter? . . . Verbrannt, zu Asche verbrannt! Man hat nichts von ihr gefunden, als das verkohlte Gebein!"

Der alte Hirte schrie laut auf, und aus seinen Augen begannen die Schmerzensthränen zu fließen; sein junger Kamerade drückte ihm die Hand und fuhr, als er sich wieder gefaßt hatte, also fort:

„Die Anführer der Vlamingen, die aus Brüssel vertrieben waren, hatten meinen Vater im Streite erkannt. Bei ihrem Rückzuge kamen sie des Nachts an unserer Wohnung vorüber und erinnerten sich, daß mein Vater ihr Feind war; sie legten Holzhaufen um das Schloß, und steckten es an, um uns zu tödten . . .

„Nun war ich eine arme Waise, von Allem entblößt und noch zu jung, um im Kriege meine Zukunft zu finden. Das väterliche Schloß lag zerstört — und doch, wäre es auch nicht beschädigt gewesen, was hätte es geholfen, da es gänzlich den Wechslern verpfändet war? Ich war so ohne alles Erbe, ohne Eltern, ohne Verwandtschaft. Ein einzig Mittel blieb mir übrig: ich konnte

mich als Hofjunker bei dem einen oder dem andern Landesherrn annehmen lassen, und so in einen Stand treten, der meinen Jahren und meinem Adel ziemte.

„In der Erwartung, daß es mir glücken werde, blieb ich in einer Bauernwohnung, bei dem edelmüthigen Laet, der mich mit Lebensgefahr aus den Flammen gerettet hatte. Am zehnten Tage kam ein Ritter, der eine Wallfahrt nach Unsrer Lieben Frau von Halle mitgemacht, an den noch rauchenden Trümmern des Schlosses vorüber. Er beklagte unser Unglück sehr und sagte, daß er früher ein Freund meines Vaters gewesen; und in der That, er schien ein Kriegsmann zu sein, denn es zog sich über seine Stirne eine tiefe und lange Narbe, wie von einem Schwerthiebe. Ich wurde ihm als einziges Ueberbleibsel vom Hause derer von Reedale vorgestellt. Meine rothgeweinten Augen und mein trauriges Gesicht machte Eindruck auf sein Gemüth; er nahm mich als Hofjunker mit, den guten Leuten, die mich gerettet und beherbergt hatten, gelobend, daß er mich sein Leben lang wie ein eignes Kind behandeln werde.

„Das Benehmen des Ritters war mir unbegreiflich: am ersten Tage sprach er zehn Stunden lang nichts, ließ den Zaum seines Pferdes gleichgültig hängen, und hatte den Kopf wie ein schläfriger Mensch vorwärts gebeugt. Seine Augen, die er selten auf mich richtete, waren halb unter seinen schweren Brauen eingesunken, und schienen ohne Leben, wie angelaufenes Glas. Oft beschlich mich Angst und Furcht, ich träumte mehr als einmal von den schrecklichsten Dingen; aber die Stimme des Ritters, wenn ich sie hörte, war so sanft und traurig, daß ich zuletzt mehr Mitleid als Angst fühlte.

„Nach zwei Reisetagen ritten wir die Stadt Antwerpen vorbei und standen eine Stunde später vor der Brücke eines großen Schlosses, das mit vier schweren Thürmen und hohen Festungsmauern umgeben war. Kaum hatte uns der Wächter über dem Thore bemerkt, als sein Jagd-

horn ertönte; das Gatter ging in die Höhe, die Zugbrücke fiel nieder und die Pforte ächzte in ihren Angeln.

„Eine Anzahl Diener, eben so schweigsam und vielleicht noch geheimnißvoller, als mein Wohlthäter, empfingen meinen Beschützer mit tiefer Ehrfurcht, und ich begriff leicht an der gebietenden Sprache, daß dies seine Wohnung war.

„Ich hatte kaum etwas gegessen, als Graf Arnold von Craenhove, dieß war der Name meines Herrn, einem alten Diener befahl, zwei Pferde zu satteln und mit mir nach Antwerpen zu reiten, um mich in seine Farben kleiden zu lassen. Wir blieben fünf Tage in der Stadt, bis ich meine Dienstkleidung erhielt. — O was war ich schön, Albrecht: ich wurde halbleibs gekleidet, die rechte Hälfte in himmelblaue, die linke in rosenfarbige Seide; auf meinem Kopfe wehte eine rosenfarbene Feder auf einem braunsammtnen Barette; um meinen Hals hing eine silberne Kette, und an dieser auf meiner Brust ein kleines Jagdhorn vom selben Metall. — O, ich war so schön und so vergnügt, daß man mich mit Gewalt von meinem stählernen Spiegel entfernen, und mit der Wegnahme des Jagdhorns drohen mußte, um mich am unaufhörlichen Blasen zu hindern. Am sechsten Tage kehrten wir wieder zum Laternenhof zurück, dessen Namen mir der alte Diener mitgetheilt hatte.

„Bei unserer Ankunft wurde ich zu Graf Arnold von Craenhove gebracht. Er schien sehr zufrieden mit meinem Anzuge und mit meiner stolzen Haltung; doch, was ich schon während unsrer Reise bemerkt hatte, machte mich auch jetzt wieder sinnend. Seine Stimme war dumpf und traurig, sein Lächeln erzwungen und peinlich; ja, als ich aus Dankbarkeit seine abgemagerte Hand küßte, ließ er mich machen und blieb gleichgültig gegen die Beweise meiner Liebe zu ihm. Nach einigen Augenblicken des Stillschweigens stand er von seinem Stuhle auf, nahm mich, ohne etwas zu sprechen, bei der Hand und brachte

mich durch zwei oder drei Säle, bis in ein schönes Gemach, worin ein Mädchen von ungefähr sieben Jahren, gerade meinem Alter, an dem Fenster saß und verdrießlich hinausblickte. Sobald wir einander sahen, erleuchtete dasselbe Lächeln unsre Züge. Graf Arnold sprach indeß mit dumpfer Stimme:

„Aleidis, meine Schwester, ich bringe Dir einen Gesellschafter, einen Bruder. Nun wirst Du nicht mehr trauern, nicht wahr? Unterhaltet Euch gut . . ."

„Und mit diesem Befehle ließ er mich stehen, und ging weg. Verschämt, und keinen Schritt vorwärts wagend, blieb ich stehen und schlug die Augen nieder. Aber das Mädchen eilte ungeduldig auf mich zu, ergriff meine Hände und zog mich an das Fenster, in lebhaftem, aber freundlichem Tone fragend:

„Wie ist Dein Name? Von wannen kommst Du? Bleibst Du immer hier? Kannst Du auf dem Horne blasen?"

„Ich antwortete, so gut ich konnte, auf die Fragen meiner Spielgenossin, obwohl sie mir kaum die Zeit dazu ließ, und ebenso schnell mir einen Sessel vor den ihrigen rückte und mir befehlend sagte:

„Setz' Dich da vor mich hin!"

„Und als ich niedergesessen war, begann sie mit sonderbarer Neugierde, meine Gesichtszüge und Kleider zu betrachten. Nachdem diese Prüfung einige Zeit gedauert hatte, sprach sie, während sie eine Locke von meinem Haare um ihren Finger rollte:

„Welch schöne blonde Haare hast Du, Bernhard! sie sind wie Silberfäden."

„Ich, der ich bewußtlos mit meinen Augen an ihr hing, antwortete:

„Nicht so schön, als Deine blonden Haare, Aleidis — sie sind so schön, wie das Gold, das in Dein Samaer gewebt ist."

„Sie lächelte, wie mit meinem Lobe zufrieden, und sprach:

„Welch' schöne blaue Augen Du hast, Bernhard — sie sind wie der Himmel."

„Nicht so schön, als Deine klaren Augen, Aleidis — sie sind glänzender, als der blaue Atlas meines Gewandes.

„Welch' schöne Lippen und rosige Wangen Du hast, Bernhard. Sie sind wie die rosenfarbige Feder auf Deinem Barette."

„O nicht so schön, als die Deinen, Aleidis — sie sind wie die Korallen an Deinem Halse.

„Aleidis schien an diesem Gespräche großen Gefallen zu finden; doch sprang sie rasch auf, zog mich vom Stuhle auf und sprach:

„Bernhard, Du mußt immer bei mir bleiben, nicht wahr? Du darfst nicht gehen, hörst Du? Denn sonst bin ich wieder so traurig, verlassen, so allein! Du bleibst immer, nicht wahr? Du sollst mein Bruder sein, und wir werden immer mit einander spielen."

„Wir begannen auch sogleich herumzulaufen, zu hüpfen und zu tanzen, bis die Ermüdung uns auszuruhen zwang; dann blies ich auf meinem silbernen Jagdhorn, oder ich erzählte das Unglück, das mein Haus betroffen; ich machte das Mädchen bald lachen, bald weinen . . . Mit einem Worte, sie unterhielt sich so gut, daß sie Mittags zu essen weigerte, bis man mir erlaubte, neben ihr zu sitzen. Abends weinte sie unaufhörlich, weil der Tag nicht lang genug war, und sie sich von ihrem Spielgenossen trennen mußte, um schlafen zu gehen.

„Was soll ich Euch weiter sagen, Albrecht? Aleidis hatte die ganze Neigung ihres Herzens mir zugewandt; ich wurde ihr theurer, als der blaue Apfel ihrer Augen. Was mich betrifft, ich hatte nun eine Schwester, so gut, so liebreich, als der Sonnenschein, — so schön und lieblich, als ein Maßliebchen! Damals konnte man nie eins

ohne das andere sehen, als wären eins des Andern Schatten gewesen: zwei Lämmer einer und derselben Mutter folgten einander nicht treuer, als wir.

„Ohne Nebengedanken überließ ich mich ganz meinem seligen Loose und bemerkte Anfangs nicht, daß mein Glück nur allzufrüh Neider fand, obwohl ich selbst die Mißgunst verursachte. — Du mußt wissen, daß mein Beschützer, Graf Arnold von Craenhove, nie zu sehen war; die Gemächer des Schlosses, welche er bewohnte, blieben stets für uns und allen Dienern verschlossen, ausgenommen eine Person, welche ebenso tiefsinnig und sprachlos, wie er, sein unbegränztes Vertrauen zu genießen schien. — Es war ein sonderbarer Mann, dessen Antlitz über mich eine unwiderstehliche Gewalt ausübte; seine Gegenwart allein schon machte mich zittern, und oft erschrak ich vor ihm, wie vor einem Teufel. Die Natur hatte ihm keine angenehmen Gesichtszüge geschenkt. Meine Angst vermehrte noch seine ernste Unfreundlichkeit und gab ihm in meinen Augen die gräßlichste Gestalt. Hast Du bemerkt, Albrecht, daß eine Eule gelbe und trübe Augen hat? So waren die seinen. — Du siehst Deinen Hund mit seinen rauhen Haaren, die emporstehen, wie die Nadeln einer Tanne? So war sein Haar. Dein Buch ist gebunden zwischen zwei eichenen Brettchen, schmutzig und fahl? So war sein Gesicht. — Hast Du je einen Fuchs gesehen, der in einem Strick gefangen ist, wie er den Jäger angrinzt und zu beißen droht? Dies war sein süßestes Lächeln. Falkner kommen manchmal hieher; Du hast doch vielleicht einen Falken gesehen? Gleich den Klauen dieses Raubvogels waren seine Hände — mit magern Fingern und gekrümmten Nägeln. — Hast Du je eine Gotteslästerung gehört, Albrecht? So war sein Name; er hieß: Abulfaragus!“

„Dieser Mann, der auf dem Schlosse und in der Umgegend für einen Sterndeuter und Wahrsager galt, begegnete mir nie, ohne einen mißtrauischen und forschenden Blick auf mich zu werfen. Oft, wenn ich mit meiner

Schwester Aleidis unter den Bäumen spielte, sah ich sein gelbes und furchtbares Auge hinter dem Stamme eines Baumes blitzen. Mehr als einmal kroch er wie ein Jagdhund unter dem Gesträuche durch, um unsre Worte zu belauschen. Obwohl ich mich damals nicht darum bekümmerte, glühte doch in meinem Innern ein tiefer Haß gegen diesen feindlichen Spionen. Ich war es nicht allein, der ihn fürchtete: alle Bewohner des Schlosses zitterten vor seiner Stimme, theils weil man wußte, daß der unsichtbare Graf Arnold durch seinen Mund sprach, theils weil man von ihm befürchtete, er könne durch übernatürliche Mittel sich wegen des geringsten Ungehorsams rächen.

„Auf dem Laternenhof war ein kleines Wäldchen von Ulmen, unter deren schwarzen und undurchdringlichen Blättern ein Grabstein mit eingemeiselter Schrift stand. Dort hielt Abulfaragus sich gewöhnlich auf, wenn er nicht um Graf Arnold von Craenhove sein mußte. Niemand wußte, was der Wahrsager in dem Ulmenhaine that, noch warum er so lange dort verweilte; ängstlich vermied Jeder den Ort, wo sich der Grabstein befand und wir selbst durften auf jener Seite nicht spielen. Aleidis wußte aber wohl, daß der Stein das Grab ihrer Aeltern bedeckte, war aber noch nie in dem Ulmenhaine gewesen.

„Außer bei Sachen von großer Wichtigkeit hatten alle Diener von dem Wahrsager selbst den Befehl erhalten, Aleidis nie etwas zu verweigern, und sie schien wirklich trotz ihrer Jugend allein Herrin auf dem Schlosse zu sein. Denn wenn sie etwas verlangte oder einen grillenhaften Befehl geben wollte, war es immer ihr guter Bruder Bernhard, den sie als Bote zu den Dienern sandte. Ich gebot als Herr in ihrem Namen, und ohne daß ich die Ursache davon ahnen konnte, sah ich oft bei solchen Gelegenheiten das Feuer der Betrübniß auf den Gesichtern der alten Diener des Hauses von Craenhove. Ein

leichtsinnig Kind, wie ich damals war, achtete ich nicht darauf und beantwortete mit spöttischem Lächeln ihren Verdruß, während ich, mein silbern Jagdhorn ergreifend, Freude daran fand, meine Neider mit einem Spottstückchen zu begrüßen. — Welchen Eindruck konnte auch auf mich die Mißgunst einer ganzen Welt machen, da ein einziger Sprung mich nach meinem Himmel zurückbrachte, wo meiner immer ein liebereich Engelchen wartete?

„Du weißt, Albrecht, dem Unglücklichen schleicht die Zeit hinkend weiter; aber für den Glücklichen, der die Freude aus vollen Kelchen trinkt, fliegt die Zeit mit mächtigeren Schwingen, als denen des Adlers. Auch ich war dreizehn Jahre geworden, ohne einen Tag gezählt zu haben, so rein war stets unsre Bruderliebe geblieben. — Während dieser Zeit hatte ich von Aleidis und den Dienern genauere Auskunft über die sonderbare Lebensweise und den unbegreiflichen Gemüthszustand meines Beschützers bekommen. Vernimm, was ich erfuhr:

„Zwei Jahre vor meiner Ankunft auf dem Laternenhofe bewohnte der gegenwärtige Herr Arnold von Craenhove dasselbe mit seinem älteren Bruder Hugo; obwohl dieser letztere allein Graf genannt wurde und von Geburt wegen der Herr von allen Gütern von Craenhove war, so lebte er doch ganz gleichgestellt mit seinem Bruder; ja so weit ging ihre gegenseitige Zuneigung, daß sie, um sich nicht zu trenneu, und die Erziehung ihrer fünfjährigen Schwester zu sichern, einander gelobten, nie zu heirathen, noch die Bekanntschaft irgend einer Frau zu machen. Während der vier ersten Jahre nach dem Tode ihrer Aeltern blieben sie ihrem Versprechen treu. Wie ich Dir so eben sagte, sie lebten glücklich bis zwei Jahre vor meiner Ankunft auf dem Schlosse. Dann aber hoben sie, mit ge-

genseitiger Zustimmung, ihre Verbindlichkeit auf und begaben sich fast täglich nach einem nahe gelegenen Landgute, das von einer wälschen Edelfrau bewohnt war. Diese hieß sich selbst Gräfin von Merampré. Niemand wußte, welcher Mittel sie sich bediente, um alles, was sich ihr nahte, von Sinnen zu bringen; viele Menschen glaubten, sie gebrauche schwarze Künste und Liebestränke. Was auch daran sein mag, man sagt, daß mehr als zwölf Ritter um ihretwillen im Kampfe umgekommen und daß nie zwei Personen ihr nahen konnten, ohne einander nach dem Leben zu trachten. Es scheint, daß die beiden Brüder von Craenhove sich durch ihre List nicht fangen ließen, denn sie blieben bei ihrer früheren Zuneigung. — Aber ein anderes Unglück traf sie.

„Eines Tages, gegen Abend ritt der jüngere Arnold aus dem Schlosse und schlug den Weg nach dem Landgut der Gräfin de Merampré ein. Kurze Zeit darauf ritt sein Bruder Hugo, begleitet von Abnlsaragus denselben Weg. Diese Nacht blieben die Herren von Craenhove lang, sehr lang weg; schon begann der Schlaf die Wachen zu übermannen, als plötzlich vor der Zugbrücke ein Ruf erscholl, gleich dem Schrei eines Raubvogels. Die Wächter erkannten Abulfaragus Stimme. Man ließ die Brücke nieder und öffnete das Thor. Ohne jemanden anzusehen oder etwas zu sprechen, lief der alte Wahrsager nach dem Theile des Hofes, wo die Herren von Craenhove ihre Schlafgemächer hatten. Er kam ebenso schnell wieder zurück mit einem schwer beladenen Reisesack, ließ aufs neue die Brücke niedersenken und verschwand im Dunkeln. — Ihr könnt Euch denken, wie ängstlich und neugierig die Wächter auf die Lösung dieser räthselhaften Handlungsweise harrten. Während sie einander ihre Vermuthungen und Gedanken mittheilten, hörten sie nochmals den Schrei von Abulfaragus und ließen ihn ein. Dießmal sprach der Wahrsager; er erzählte nämlich mit wenigen Worten, daß die Herren von Craenhove von Räubern angefallen worden und beide ihr Leben

verloren hätten; daß ihre Leichen noch blutig auf dem Wege lägen und daß er nun komme, um Hülfe zu holen, damit man sie nach dem Hofe bringe. Die verstummten Diener gehorchten mit thränenden Augen: sprachlos folgten sie dem kalten und gefühllosen Abulfaragus. Nachdem sie ungefähr eine Viertelstunde gegangen waren, kamen sie an einen Kreuzweg, und fanden dort den Ritter Arnold leblos in seinem Blute liegen. Aber wie sehr sie auch suchten, man fand die Leiche Hugo's so wenig, als die blutige Stelle, wo er gelegen haben sollte. Arnolds Pferd graste ruhig bei der Leiche seines Herrn, doch Hugos Pferd sah man nimmer wieder. Was Abulfaragus mit dem Reisesack gethan, wagte ihn Niemand zu fragen.

Arnolds Leiche wurde nach dem Hofe gebracht und auf ein Bett gelegt; unmittelbar darauf hieß der Wahrsager jeden sich zur Ruhe begeben und schloß sich bei der Leiche ein. Des andern Tages sagte er, der Ritter Arnold sei nicht todt, und würde vielleicht wieder genesen. Nachdem er das Mittagessen in Empfang genommen, schloß er die Thüre wieder zu. Dieß dauerte vierzehn Tage, bis er am fünfzehnten endlich mit Graf Arnold auf dem Vorhofe erschien. Der Ritter war blaß, seine Wangen eingefallen, wie einer der von einer langen Krankheit aufsteht: auf seiner Stirne war eine tiefe Narbe, die er noch trägt.

Dieß ist Alles, was ich über das Haus van Craenhove erfahren konnte.

Meine Schwester Aleidis und ich erreichten endlich unser vierzehntes Jahr. Wir waren nicht mehr so wild, noch so kindisch, wie früher, doch unzertrennlich von einander. Nun erschien Abulfaragus eines Morgens in unserem Spielzimmer mit einem großen Buche unter dem Arme;

er setzte sich auf einen Sessel, schlug das Buch auf seinen Knieen auf und sagte zu Aleidis in einem Tone, der viel sanfter war, denn sonst:

„Aleidis, edles Fräulein, Ihr habt nun das vierzehnte Jahr erreicht... Es ist Zeit, daß Ihr lernt, was einer Edelfrau zu wissen ziemt. Bernhard kann Euch nichts lehren, denn er ist unwissend."

„Zum erstenmale in meinem Leben glühte ein mir unbekanntes Gefühl in mir auf. Wüthend besah ich den Wahrsager; aber er lachte spottend und fuhr fort:

„Es ist der Wille Eures Bruders, Aleidis, daß Ihr Euer Gedächtniß zieret mit schönen Sprüchen und den Heldenthaten der Ritter. Die Zeit des Spielens ist vorbei. — Ihr müßt einst am Hofe der Herzogin erscheinen, und was würde man sagen, wenn Aleidis von Craenhove einer unwissenden Bäurin gliche?"

„Die Jungfrau bemerkte auf meinem Gesichte, welch' ungewohnter Schmerz mein Herz bedrücke; sie stand auf, faßte meine Hand mit zärtlicher Theilnahme und sprach zu Abulfaragus:

„Ich will nichts lernen. Ihr wollt mich von meinem Bruder Bernhard trennen? das kann nicht sein."

„Euer Bruder, Euer Bruder!" murmelte Abulfaragus, „wißt Ihr denn nicht, daß er Euer Diener ist?"

„Bei diesem blutigen Hohn, der über mich ausgegossen wurde, stieß ich einen Schrei des Unwillens und der Entrüstung aus:

„Unedler!" rief ich dem Wahrsager zu, „Du bist unverschämt genug, den Burggrafen von Reedale einen Diener zu nennen! Warum hast Du kein adlig Blut in Deinen Adern? Dann wollt ich Dich lehren, wie man den Hohn bestraft. Aber nein, ich will Dich behandeln, wie man Knechte behandelt!"

„Blind geworden in meiner Wuth und noch mehr gereizt durch das spöttische Lachen auf Abulfaragus Antlitze ergriff ich einen Weidenstock und hob meinen Arm auf, um dem

Wahrsager ins Angesicht zu schlagen; aber in diesem Augenblicke schoß sein gelbes Auge einen unwiderstehlichen Blick auf mich; ein kaltes Zittern machte meine Glieder erbeben und der Stock fiel mir aus der Hand, ohne daß ich begreifen konnte, welch' geheime Macht mich so plötzlich zu einem Feigling machte; ermattet sank ich in einen Sessel nieder; Abulfaragus lachte laut auf und Aleidis weinte seufzend.

„Auf unsere ungünstige Gemüthsstimmung nicht achtend, begann der Wahrsager in dem Buche zu lesen. Anfangs wollten wir nicht darauf hören. Die Jungfrau entfernte sich von Abulfaragus und stellte sich an das Fenster; ich kehrte ihm den Rücken zu. Aber kaum hatte er etwas gelesen, als wir uns mit unbegreiflicher Macht zu ihm hingezogen fühlten; langsam und unwillig näherten wir uns und beide horchten wir mit Neugierde. O welch' schöne Dinge erzählte das Buch! Wie ergreifend und rührend war die Stimme des häßlichen Abulfaragus! Ich selbst war gezwungen, Vergnügen an seinen Worten zu finden: Aleidis hing an seinen Lippen.

„Nach einer Vorlesung von zwei Stuuden schlug der Wahrsager das Buch zu und verließ das Zimmer mit den Worten:

„Morgen werden wir fortfahren."

„Noch ganz dem Eindrucke hingegeben, den die schönen Dinge, welche wir gehört, auf uns machten, blieben wir lange schweigend sitzen; endlich sprachen wir zusammen darüber. Aleidis konnte nicht aufhören, von Ritter Walewein und von König Artur zu reden, deren Geschichte Abulfaragus uns vorzulesen begonnen. Den ganzen Tag hörte ich nichts, das unseren früheren Gesprächen glich, und welche Mühe ich mir auch gab, die Aufmerksamkeit von Aleidis auf etwas Anderes zu ziehen, es gelang mir nicht. Oft sagte sie zu mir:

„Warum kannst Du nicht lesen, Bernhard! Wie schön wäre es dann! Deine Stimme ist so sanft und

hell! Dann würden wir den schrecklichen Abulfaragus nicht nöthig haben."

„Ich unterdrückte gewaltsam meinen Schmerz, wie weh es mir auch that, zu sehen, wie sehr meine Aleidis auf ein Vergnügen erpicht war, das ich ihr nicht verschaffen konnte.

„Am andern Tage und an allen künftigen Tagen kam Abulfaragus zur bestimmten Stunde um im Lesen fortzufahren.

„Nie erschien er früh genug für Aleidis und ging immer zu früh. Obwohl mich die Jungfrau noch mit derselben Zuneigung umfaßte, so fühlte ich doch wohl, daß ich nicht mehr, wie früher Alles für Sie war und daß Abulfaragus mit seinen schönen Büchern alle ihre Aufmerksamkeit und Gefühle in Anspruch nahm.

„Die Wißbegierde, die Dich an mir in Erstaunen gesetzt, begann mich wie ein Feuer zu verzehren; Nacht und Tag sann ich auf Mittel, lesen zu lernen. Oft versuchte ich, mich hinter Abulfaragus zu stellen und in das Buch zu sehen, während er las. Doch dann schloß der böse Wahrsager alsbald das Buch, bis ich wieder auf meinem Sessel saß. Mehr als einmal hatte ich den Vorsatz gefaßt, mit Gewalt die Thüre eines Zimmers aufzubrechen und ein Buch wegzunehmen; aber es gelang mir nicht. Jedesmal, wenn ich es versuchte, stund Abulfaragus hinter mir . . . .

„Eines Morgens erinnerte ich mich, daß Buchstaben auf dem Grabsteine im Ulmenhaine eingehauen waren; von Neugierde getrieben, überwand ich meine Angst und drang zitternd ein. Verdorrte Blumen bedeckten rings den Boden und den Stein, auf dessen Schrift ich bewußtlos und mit glühendem Antlitz starrte. Plötzlich hörte ich ein Rauschen der Blätter und den Kopf umkehrend, gewahrte ich Abulfaragus, der zum Grabsteine kam. Voll Angst und beinahe todt vor Schrecken, verbarg ich mich unter dem dichtesten Laube und meinen Athem zurückhaltend, beobachtete ich meinen Feind. Abulfaragus näherte sich lang-

sam dem Grabe, zog ein Körbchen mit Blumen unter seinem Obergewande hervor und streute sie über den Stein; ihr Balsamgeruch war so kräftig, daß ein wohlriechender Duft mein Versteck durchdrang. Ich hörte nun Abulfaragus Stimme, die schluchzend sagte:

„O Herr Jesus durch Dein theures Blut gib der Seele meines Wohlthäters und meiner Schwester den ewigen Frieden! Amen.“

„Und dann beugte er das Haupt zum Steine herab und vergoß Thränen, so daß ich selbst aus Mitleiden zu weinen begann; ich konnte mich nicht länger ruhig verhalten, ich mußte mir eine Thräne trocknen. Durch diese Bewegung entdeckte mich Abulfaragus; — ich sah seine zwei Augen so flammend auf den meinen ruhen, daß mir ein Angstschrei entflog. Der Wahrsager ergriff mich bei der Hand, zog mich unter dem Laube hervor und sprach in fürchterlichem Tone:

„Du hast gesehen und gehört, Vermessener! Aber wenn Du zu sprechen wagst, wird Dir der Tod den Mund auf ewig schließen.“

„Während ich knieend um Vergebung bat, entfernte sich Abulfaragus, mir von fern noch einen gewaltigen, drohenden Blick zusendend. Nicht länger blieb ich da, denn nun war mir der Ulmenhain schrecklicher, denn je geworden; ich wanderte lange irrend umher, bis ich mich hergestellt fühlte und zu Aleidis zurückkehrte. Wie sehr ich auch innerlich von dem Gedanken gefoltert ward, was Abulfaragus gesagt habe, und ob die Mutter meiner Aleidis die Schwester des hassenswerthen Abulfaragus sei, so hätte ich doch um nichts in der Welt von dem Besuch bei dem Grabstein gesprochen; ich schwieg wie ein Stummer über diesen Vorfall. Täglich kam Abulfaragus zum Lesen und schien nicht mehr zu wissen, daß ich ihn beobachtet habe . . . Ich wurde mager und verlor meine Farbe, so sehr brannte in meinem Herzen die unbefriedigte Lust zum Wissen und der Neid auf Abulfaragus Kunst.

„Eines Tages, ich werde es nie vergessen, saßen wir wieder bei dem Wahrsager; er hatte ein neues Buch auf seinen Knieen liegen, da wir am vergangenen Abend Flos und Blancflos zu Ende gelesen. Aleidis sah ihn begierig an und schien vor Neugierde jedes Wort ihm aus dem Munde nehmen zn wollen. Plötzlich gab der Wahrsager seinem Gesichte eine unbegreifliche Süßigkeit, seine Augen strahlten mit mehr Feuer, seine Stimme wurde weich. Er wandte sich an Aleidis und las folgende Worte: — ich lernte sie beim ersten Vorlesen auswendig, so ergriffen sie mich:

Schöne Jungfrau hold und rein,
Alle Tugenden sind Dein;
Edel und von feiner Art,
Artig, keusch und sanft und zart,
Wie soll ich die Worte finden,
Deine Ehre zu verkünden,
Deiner Schönheit Zauberkraft,
Kluge Sprach' und Wissenschaft —
Niemand kann sich mit Dir messen:
Gott hat nichts an Dir vergessen.

„Ich sah während des Lesens dieser Worte die innigste Freude sich auf Aleidis Antlitz spiegeln; aber je mehr diese schmeichelnden Worte sie ergriffen, desto mehr quälten mich Schmerz und Neid. Thränen floßen reichlich über meine Wangen, bis der Wahrsager aufstand und ging.

„Ohne Aleidis etwas von meinem Vorsatze zu sagen, folgte ich ihm auf dem Fuße bis vor die Thüre seines Zimmers. Da warf ich mich weinend auf die Kniee vor ihm nieder und rief mit schmerzlich bewegter Stimme:

„O Abulfaragus gieb mir ein Buch um Gottes willen. Lehre mich lesen, wenn Du mich nicht zu Deinen Füßen verschmachten sehen willst. Ich will Dich verehren, Dir gehorchen, als Dein Knecht. O habe Mitleiden mit mir. Siehst Du nicht, daß die Wißbegierde mich verzehrt?"

„Dieß sagend umschlang ich seine Kniee und benetzte seine Hände mit meinen Thränen. Er ließ mich gewähren, ohne zu antworten, und schien sich an meiner Betrübniß zu weiden. Ich wiederholte mit mehr Kraft und mit bittender Stimme meinen Wunsch; aber er, der böse Peiniger, er steckte den Schlüssel in die Thüre, öffnete dieselbe und mich mitleidslos mit dem Fuße wegstoßend, trat er in das Zimmer, schloß es zu und antwortete von drinnen mit einem spöttischen Ha, ha, ha!

„Gebrochenen Herzens und niedergedrückt von Scham, kehrte ich langsamen Schrittes zu Aleidis zurück. Da warf ich mich wie unmächtig in einen Sessel, begann zu weinen, zu seufzen und zu rasen, wie ein Wahnsinniger. Aleidis wollte mich trösten, aber nun stieß ich auch sie zurück, und weigerte mich, mit ihr zu sprechen. Ihre Thränen machten endlich meiner Wuth ein Ende. Dann rief ich:

„Aleidis, Du hast mir gesagt, ich solle immer Dein Bruder sein. — Dieß Versprechen hast Du gebrochen. Abulfaragus ist mein Blutfeind, er wird mich noch umbringen. Eben stieß er mich noch von sich wie man einen Hund wegstößt. Eine Schwester kann den nicht lieben, der ihren Bruder so behandelt. Sie verlangt nicht nach seiner Gegenwart, sie findet seine abscheuliche Stimme nicht schön! Ich bin adeligen Blutes, Aleidis, und ich werde es nicht länger ertragen, daß ein unedler Mensch mich verhöhne und verachte; — selbst Deine Zuneigung läßt mich den Hohn nicht mehr vergessen. — Morgen verlasse ich den Laternenhof. — Ich werde gehen auf Gottes Gnade bauend und Du wirst mich nimmer wiedersehen! Ich weiß wohl, daß mein Gehen Dich nicht sehr schmerzen wird. Du bleibst ja bei Abulfaragus, er kann Dir besser sagen, als ich:

Schöne Jungfrau, hold und rein,
Nichts hat Gott an Dir vergessen.

„O ich werde lesen lernen, ich werde es lernen. Aber dann sollen Andere meiner Stimme lauschen . . ."

„Während meiner bösen Worte senkte Aleidis das Haupt, wie unter einer großen Last; plötzlich sprang sie auf, wahrscheinlich, um mir den Mund zu schließen; aber ihre Kräfte schwanden und sie sank unmächtig zu Boden.

„Ich wollte um Hülfe rufen, aber bei Abulfaragus Erscheinen starb das Wort auf meinen Lippen; er betrachtete mich mit verächtlichem Lächeln, nahm Aleidis in seinen Arm und belebte sie wieder durch den Blick seiner Augen und verließ das Zimmer.

„Nun begann Aleidis unter bittern Thränen mir meine Grausamkeit zu verweisen; sie sagte mir so viel zärtliche Worte und gab mir so vielfache Versicherung ihrer Zuneigung, daß ich wenige Augenblicke später sie auf meinen Knieen weinend um Vergebung bat. Wir wurden wieder gute Freunde und gelobten einander alles Geschehene zu vergessen.

„Des andern Tages kam Abulfaragus mit einem Buch in unser Gemach und setzte sich nieder, um seine Vorlesung zu beginnen. Ich sah plötzlich die Stirne Aleidis sich röthen; sie näherte sich Abulfaragus, schlug die Hand auf das Buch und riß einige Blätter heraus. Dieselben in Stücke zerfetzt auf den Boden werfend, sagte sie mit sanfter Stimme zu Abulfaragus:

„So werde ich immer thun, wenn Du es wagst, mit Büchern in meinem Zimmer zu erscheinen. — Und nun geh hin, Ungläubiger!"

„Ein dumpfer Schrei war Abulfaragus Antwort; er warf sich mit Händen und Füßen auf den Boden, und raffte so rasch er konnte, die Stücke der zerrissenen Blätter zusammen. Ich sah zwei Thränen aus seinen Augen fallen; zweifelsohne betrauerte er den Verlust eines so kostbaren Buches. Aufstehend, floh er aus dem Gemache und rief in klagendem Tone: „Wehe, wehe!"

„Von diesem Tage an ließ Abulfaragus uns in Frie-

den, wir lebten glücklich und vergnügt; aber die einmal angefachte Wißbegierde verließ mich nie und ich blieb bei dem Vorsatz, lesen zu lernen, was es auch kosten möge.

„Je älter ich wurde, desto mehr entschwand die Erinnerung an den Vorfall bei dem Grabstein meinem Gedächtniß, aber aus Haß gegen Abulfaragus begann ich Alles zu versuchen, um herauszubringen, was mein unsichtbarer Wohlthäter und der Wahrsager so sorgfältig vor mir verbargen. Daß der Letztere es ahnte, konnte ich an dem glühenden Haß bemerken, den er auf mich geworfen hatte. Einst, als ich früher aufgestanden, denn meine gute Schwester Aleidis, wandelte ich neugierig an den Thüren der Zimmer vorüber, die immer für mich verschlossen blieben. Eine derselben hatte einen Spalt; auf meinen Fußspitzen stehend, blickte ich mit klopfendem Herzen in das Gemach. Da sah ich Graf Arnold, wie gelähmt, in einem Lehnsessel sitzend; sein Auge war bewegungslos nach der Wand gerichtet, an der eine schwarze Tafel hing, die mit goldenen Zeichen bemalt war; neben ihm saß Abulfaragus, in einem Buche lesend. In dem Augenblick, als ich an der Thüre erschien, hörte ich Graf Arnold sprechen:

„Du sagst, Abulfaragus, der junge Bernhard müsse das Schloß verlassen? Aber Du denkst nicht an die Verzweiflung, die Aleidis trifft, wenn man ihr den Freund der Kinderjahre nimmt?"

„Es ist eine Schlange, die Du aufziehst?" sprach der Wahrsager, „wenn er hier bleibt, entdeckt er noch das schreckliche Geheimniß und er wird das Haus Deiner Väter einer blutigen Schandthat beschuldigen."

„Nein, nein! sprich mir nicht davon," rief Graf Arnold. „Es gibt in diesem Schlosse nur zwei Herzen, die die Freude kennen — und Du wolltest mir diese Herzen brechen?"

„Es muß sein!" rief Abulfaragus in überredendem Tone. „Höre! . . . Diese Nacht um zwölf Uhr war der Himmel mit Sternen besät; leicht fand ich die Planeten

von uns Allen. Dein Stern glänzte schwach neben dem Bernhards, und schien als halbgelöschtes Lämpchen mit Mühe hie und da noch karg aufzuflammen. Plötzlich entfernte sich Bernhards Stern von dem Deinen; doch bald sich ihm wieder nähernd, erleuchtete sich derselbe mit einem Strahlenkranze von Freude und Trost. — Dann habe ich durch die Macht meiner Kunst das Schicksal gezwungen, sich zu erklären, und nun höre, was die Stellung der Sterne mir gesagt: — Wenn Bernhard nicht Dein Haus verläßt, wird er der Ehre desselben zwei schreckliche Schläge beibringen, und den Namen Craenhove mit ewiger Schande beladen. Wenn er geht, wird er einst wiederkommen, und Dich mit Freude und Seligkeit überladen. So lautet das unerbittliche Urtheil des Schicksals!"

„O Abulfaragus, wie grausam bist Du! Wie unbarmherzig gegen meine Schwester Aleidis. Nein, eher sollen meine Leiden sich verdoppeln, als daß sie das Unglück kennen lerne!"

„Arnold, Arnold!" rief der Wahrsager mit Ungeduld, während er auf die goldnen Zeichen der Tafel wies, „wenn Du immer meine Weissagung geglaubt hättest, würdest Du jetzt nicht leiden, Du würdest nicht mit Reue und Schmerz zu Grabe gehen. Was steht hier geschrieben? — „Wenn das Weib einen Platz zwischen Euch beiden findet, so wird das Haus Craenhove mit seinem eignen Blute befleckt werden?" — War es nicht also? Nun fehlt Deinem Namen nichts mehr als die offenbare Schande. Nun wirf zuerst den Koth in Dein eigenes Antlitz, beschimpfe den Schatten Deines Vaters, schreib auf sein Grab, daß sein Blut ein schändlich Blut! Habe den Muth zu dieser feigen That . . ."

„Während dieses Gesprächs hatte ich vor Angst und Schrecken wie ein Espenblatt gezittert; nun mangelte mir beinahe alle Kraft, so daß ich zu meiner Unterstützung mich an der Mauer halten mußte. Ich sah, daß Graf Arnold das Haupt tief auf die Brust sinken ließ, und

unter den grausamen Worten Abulfaragus' seinen Nacken beugte. Nach langer Pause fragte dieser mit fester Stimme:

„Nun, Graf Arnold, was befiehlst Du?“

„Er ziehe!“ war die schreckliche Antwort.

„Habe Dank;“ sprach der Wahrsager, „aber das Schicksal will, daß er ziehe wie er gekommen, arm und verstoßen.“

„Ein banger Seufzer löste sich aus Graf Arnolds Brust. Als sich derselbe zu Worten formte, klang mir dies schreckliche Urtheil in das Ohr:

„Es sei so, thue mit ihm nach Deinem Willen!“

„Nun fiel ich kraftlos zusammen, und begann zu weinen. Meine Seufzer drangen bis in das Zimmer. Abulfaragus öffnete dasselbe, stand vor mir und grinzte mich wie ein Teufel an, sich an meinem Schmerze weidend. Lachend schritt er durch den Gang und stieß einen Schrei aus, der durch das ganze Schloß wiederhallte. Dann hörte ich viele Thüren öffnen und schließen, Diener laufen und ein Geräusch, wie von Menschen, die eine Arbeit rasch besorgen wollen. Plötzlich sagte mir eine innere Stimme, daß man damit umginge, mich auf immer von Aleidis zu trennen. Ich sprang auf und lief eilig zu dem Gemache, wo meine Schwester sich noch kurz zuvor befunden hatte. Ach, Albrecht, die Thüre war geschlossen! Wie sehr ich auch rief, obgleich ich mir die Hände am Schlosse wund rüttelte, mir ward keine Antwort, als das Echo meiner eigenen Klagen. Verzweifelnd und den Tod in der Brust, lief ich wie ein Wahnsinniger durch das ganze Schloß; keinen Thurm ließ ich unbesucht und keine Thüre lief ich vorüber, ohne nach meiner Aleidis zu fragen; aber Alles blieb verschlossen und stumm. O was war ich unglücklich, Albrecht. Bald erhob ich wieder meine Klagen vor Aleidis Zimmer, bald weinte ich unter den Bäumen, bald wandelte ich unter den gewölbten Gängen; doch nichts half mir, mein Urtheil war gefällt und vollzogen, — ich hatte meine Schwester Aleidis verloren.

„Gegen Abend saß ich auf dem Gras, an dem Platze, wo ich so oft mit ihr gespielt und meine Erinnerungen zogen in lebendigen Bildern an meinem Geiste vorüber. Wie litt ich dabei! Es war, als ob jede dieser Freuden, mir ein ewig Lebewohl sagen wollte, wie man einen Freund zum letztenmale umarmt, den man nimmer wiedersieht. Das Gras war durch meine heißen Thränen verwelkt: ich sah die Maiblümchen sich schließen und sterben . . ."

„Endlich verlor ich das Bewußtsein; ich hatte Alles vergessen, und schlief mit offenen Augen. In diesem Zustand muß ich lange zugebracht haben, denn erwachend, fühlte ich, daß meine Glieder erstarrt waren und sich meinem Dienste nicht fügen wollten. Als ich meine Augen aufschlug, sah ich vor mir einen alten Diener des Schlosses stehen. Es war ein sechzigjähriger Waffenknecht, mit Namen Rogier, der mir am wenigsten feindlich gesinnt war und mich mitleidig anzusehen schien.

„Steh' auf, Bernhard," sprach er, „ich muß Dir Etwas sagen."

„Als ich mich aufgerichtet, trat ich näher zu ihm und horchte ängstlich auf folgende Worte:

„Bernhard, es wird etwas Schreckliches gegen Dich gebraut. Es scheint, Du hast ein Verbrechen begangen; einige behaupten, Du habest unter den Bauern ein Gerücht verbreitet, das unser Fräulein beschimpfen kann. Auf Deine ehrenrührigen Worte wartet eine schreckliche Strafe."

„Ich, meine Schwester Aleidis gelästert? O Albrecht, ich wurde zerschmettert von der falschen Anklage. Ein Schrei der Verzweiflung und unmächtiger Wuth entflog meiner Brust; ich riß mir die Haare aus und geberdete mich wie ein Wahnsinniger. Der alte Kriegsmann ergriff meine Hand, um mich zu beruhigen, und fuhr fort:

„Bernhard, kennst Du Abulfaragus? Weißt Du, daß er Gift und Galle aus dem Honig kochen kann? Daß ein Stilet in seiner Hand ein Spielzeug ist und daß ihm die höllischen Geister dienen? Warst Du je in den unter-

irdischen Gemächern des Schlosses? Nun, dieß Alles droht Dir. Fliehe, ich habe ein geheimes Thor offen gelassen; Du kannst leicht durch den Graben waten. — Gehe, Dein Verbrechen ist groß, aber Du bist noch zu jung, um eines bitteren . . . ."

„In diesem Augenblicke funkelte Abulfaragus gelbes Auge hinter einem Baum hervor; die Worte erstarrten auf dem Munde des Waffenknechtes und er entfernte sich bebend von mir.

„Ich begreife nicht, was mir dann geschah; meine Augen begannen sich zu drehen, Bäume und Thürme tanzten in flüchtigen Kreisen vor mir, und ich mußte mich wieder ins Gras niedersetzen, wenn ich nicht fallen wollte. Niedergedrückt von meinen Leiden, blieb ich einige Zeit fast gefühllos in diesem Sinnen, bis mir endlich das Bewußtsein zurückkehrte. Dann gedachte ich der Worte des alten Waffenknechtes; ich sah in meinen Gedanken Kelche mit Gift für mich gefüllt, und Dolche auf meine Brust gezückt. O Albrecht, da fühlte ich erst, was Todesfurcht ist, ich wurde ängstlich, und ergriff das Mittel, das mir der Waffenknecht als letzte Hoffnung gewiesen.

„Begünstigt von dem Halbdunkel schlich ich unter den Bäumen nach dem Theile der Festungsmauer, wo die Hülfspforte war — einige Schritte noch, und ich hatte dieselbe erreicht! Diese Gewißheit gab mir wieder Muth und Kraft. Es war ein Trost für all' mein Leiden, daß ich den häßlichen Abulfaragus nimmer sehen sollte. Aber anders hatte es der Himmel beschlossen . . . Da saß Abulfaragus vor der Hülfspforte! — Während ich, wie von einem unerwarteten Schlage getroffen, stehen blieb und das Haupt auf die Brust sinken ließ, stand der Wahrsager auf und näherte sich mir, ehe ich es bemerkt hatte. Ich fühlte seine beinerne Hand die meine ergreifen; dann sprach er mit ungemein sanfter Stimme, wie er mit Aleidis zu reden pflegte:

„Bernhard, mein junger Freund, Du bist unglücklich?

Wen beschuldigst Du in Deinem Herzen? Abulfaragus, nicht wahr?"

„Ja, ja," rief ich aus, „ich beschuldige Dich mit Recht. Du hast mich stets wie ein böser Geist verfolgt, und nun kocht vielleicht bereits auf Deinem Feuer das Gift, das mich tödten soll."

„Ein bitteres Lächeln war des Wahrsagers Antwort. Er schwieg eine Zeitlang und fragte dann:

„Bernhard, hast Du gehört, was ich diesen Morgen zu Graf Arnold sagte?"

„Ich habe es gehört," antwortete ich unter Thränen, „wie Du mich gelästert und wie Du um mein Todesurtheil gebeten."

„Hast Du sonst nichts gehört, Bernhard?" fragte der Wahrsager nochmals.

„In der Absicht, meinen Feind zu erschrecken, heuchelte ich nun, etwas von seinen wichtigen Geheimnissen erlauscht zu haben, und antwortete beißend:

„Ja ich habe noch mehr gehört; — doch nie würde ich es wagen, etwas von dem zu sagen, was ich weiß und noch weniger, was ich vermuthe. Graf Arnold ist mein Wohlthäter!"

„Die Stille, welche auf diese Worte eintrat, wunderte mich außerordentlich. Abulfaragus schien plötzlich noch düsterer zu werden, als ich: er schlug sein Auge zu Boden und seufzte ungemein schmerzlich.

„Das Haupt wieder erhebend und mich beinahe bittend ansehend, sprach er:

„Bernhard, mein Kind, Du siehst mich für einen bösen Menschen an, nicht wahr? Wüßtest Du, was ich thue und warum ich es thue? Wüßtest Du, warum ich mich hasse, da ich doch nie auf dieser Welt Jemanden etwas zu Leide gethan, o du würdest Mitleiden mit Abulfaragus haben. Du würdest ihn gewiß lieben, denn Dein Herz ist edel und rein."

„Wie soll ich meine Verwunderung ausdrücken, Al-

brecht? Der Mann, den ich für einen Teufel gehalten, stund bittend vor mir; seine Worte drangen zu meinem Herzen, ich fühlte in der That Mitleiden und meine Furcht verging.

„Abulfaragus," seufzte ich, „Du machst mich staunen. Spricht Dein Mund die Wahrheit?"

„Folge mir," sprach er, mich bei der Hand ergreifend, „folge mir, die Zeit ist kostbar."

„Es mußte wirklich kein Gefühl Abulfaragus Stimme widerstehen können, denn seine wenigen Worte hatten nicht allein meinen Haß und meine Angst, sondern auch all' mein Mißtrauen vertrieben. Ich folgte ihm deßhalb gutwillig bis vor die Thüre seines Gemaches.

„Hier begann eine leichte Furcht sich meiner wieder zu bemächtigen; ich trat in ein geheimnißvolles Zimmer, das acht Jahre lang meine Neugierde wach gehalten. Ich zitterte, als ich die Thüre aufgehen hörte und hineinschritt. Was ich jedoch sah, erschreckte mich nicht und ich war sehr erstaunt, nichts Geisterhaftes und Gefährliches zu sehen. Das Zimmer war schmutzig und in Unordnung: eine eiserne Lampe erleuchtete es nur spärlich; da und dort standen Gerippe von kleinen Thieren, etwas getrocknete Kräuter, einige Bücher; ein großes Liebfrauenbild, von zwei schönen Blumenstöcken umduftet. — Dieß war Alles.

„Abulfaragns ließ mich in einen Stuhl sitzen, stellte gleichfalls einen Sessel neben mich, nahm mich bei der Hand und sprach:

„Bernhard, Du glaubst, ich hasse Dich und suche Dein Verderben? Du täuschest Dich, mein Freund, außer denen von dem Blute derer von Craenhove, „liebe ich Niemanden als Dich. Ich habe Dir in der That Ursache gegeben, mich zu fürchten und zu hassen; aber dazu nöthigte mich das unerbittliche Schicksal. Ich sah Dich auf den Laternenhof kommen; Deine Ankunft freute mich. Ich ließ Dich im Frieden, bis eine unwiderstehliche Neugierde Dich zur Erforschung von Dingen trieb, die Du nicht wissen

sollst. Da ergriff ich die Wagschaale, legte Dich hinein, während in der andern Schaale das Glück und die Ehre des Hauses Craenhove lag. Du wogst weniger und mußtest geopfert werden. — Du mußt fortziehen! Ich habe Dich verfolgt und verursachte Dir Leiden, in der Hoffnung, Dir den Aufenthalt auf dem Laternenhofe zu verleiden; aber Aleidis heilte alle Deine Schmerzen, Du warst unüberwindlich. Du hast ein Recht, mich zu hassen, Bernhard; denn ich überhäufte Dich oft mit Verdruß; — und um Dich zu erschrecken, schien ich Vergnügen an Deinem Schmerz zu finden. Du bist zu jung, mein Sohn, um die Beweggründe dieses Betragens zu begreifen, wenn ich sie Dir auch mittheilen wollte. Abulfaragus ist an das Haus der Herren van Craenhove wie ein Sklave gebunden; er muß sich ihrem Wohlergehen opfern, und während er Dich so feurig liebte, zwang ihn diese Sklaverei zu einer scheinbaren Feindschaft gegen Dich. Später sollst Du erfahren, Bernhard, warum ich Dich von Aleidis trenne, es gibt Triebe des Herzens, welche Du glücklicherweise noch nicht empfindest, die aber den Geist durchglühn, wie ein verzehrend Feuer. Diese Nacht hat Gott durch seine Sterne sich über Deine Zukunft ausgesprochen; nichts kann Dich ihrem Urtheile entziehen. Morgen vor Sonnenaufgang wirst Du das Schloß freiwillig oder durch Gewalt verlassen. Höre, zu was ich gezwungen bin, wenn Du Dich nicht unterwirfst: — Ich werde Waffenknechte rufen, Dich entkleiden und aus dem Schlosse werfen lassen, wie einen Hund." — Das wäre grausam, nicht wahr? Ja, ich werde es nicht thun; denn Du unterwirfst Dich, erhörst meine Bitte und ergibst Dich in Dein Geschick. Sage mir, daß Du bereit seist, zu folgen. Sage mir, ob Du gehen willst?"

„Gebeugten Hauptes horchte ich auf die Worte des Wahrsagers. Thränen floßen über meine Wangen, ich vermochte nicht zu antworten.

„Du weinst, mein Sohn," fuhr Abul fort, „ich sehe

Deine Thränen bei dem Scheine der Lampe glänzen, Aleidis macht Dich weinen, nicht wahr? Es fällt Dir so schwer, Deine gute Schwester Aleidis zu verlassen?"

„Auf immer, auf ewig!" rief ich mit bewegter Stimme.

„Mein Freund," fuhr der Wahrsager fort, „das Schicksal hat ausgesprochen, Du müßtest den Laternenhof verlassen, aber es hat hinzugefügt, daß Du zurückkommen werdest, um immer hier zu wohnen."

„Diese Worte senkten süßen Trost in mein Herz, und ich sah Abulfaragus mit Dankbarkeit an; er schien mir nicht mehr so schrecklich, im Gegentheil, sein Antlitz hatte etwas so sanftes, wie das Antlitz eines Vaters, der mit seinem Kinde spricht.

„Bernhard," fuhr er fort, „verspreche mir, daß Du meinen Willen thun werdest und ich sage Dir mit Einem Wort, welch' unschätzbares Glück Deiner wartet."

„Ich drückte seine Hand und sagte, ich werde ihm in Allem folgen.

„Nun," sprach Abulfaragus mit eindringlichem Tone, „wenn Du das Schloß verlassen, werde ich verhindern, daß ein anderer Jüngling Aleidis nahe; ich werde für Dich thun, was ein Vater für seinen Sohn thut, ihm eine reine und liebreiche Braut bewahren. Das Schicksal hat ausgesprochen, Du werdest einst Aleidis zur Frau bekommen und über den Laternenhof, ja selbst über Abulfaragus gebieten! Ist dieß genug für Deine Liebe und Deinen Stolz, Jüngling?"

„Einige Augenblicke verstummte ich über diese entzückende Prophezeiung. Bald aber sprang ich vom Sessel und fiel auf meine beiden Kniee vor dem Wahrsager nieder; da weinte ich vor Freude und Glück. Endlich rief ich:

„Dank, Dank, Abulfaragus! O möchtest Du Dich nicht irren!"

„Irren, mein Kind? Ja ich habe mich bisweilen

geirrt. Meine Kunst ist nicht untrüglich. Tröste Dich aber, ich bleibe hier, um einen Theil meiner Weissagung zu erfüllen? Wird Aleidis nicht die Deine, so soll sie nie Jemanden angehören. Uebrigens habe ich nie die Sterne eine deutlichere Sprache reden sehen und ich bin überzeugt, daß das Schicksal mich nicht täuscht. Höre nun, Bernhard, was Du thun mußt, um so viel Glück zu verdienen: — In Deinem Schlafgemache wirst Du Bauernkleider finden; diese mußt Du anziehen, und darfst nichts von Allem mit Dir nehmen, was Dir gehört. Schlafe, wenn Du kannst, Morgen vor Tagesanbruch werde ich Dich wecken. Dann wirst Du das Schloß verlassen und Dich entfernen. Es ist mir verboten, Dir einen Rath zu geben, Du mußt gehen und bleiben, wohin Dich Dein Inneres führt. Versuche nie Aleidis auf dem Laternenhofe zu sehen. Ein wichtiges Ereigniß wird Dir sagen, wenn Du zurückkehren sollst; dieß geschehe nie ohne die Ueberzeugung, daß Du dem Grafen Arnold seine verlorene Ruhe damit wieder zurückgeben könnest. Dieß ist Alles, was ich Dir sagen darf, das Uebrige werden die Ereignisse selbst erklären."

„Er ergriff die Lampe, brachte mich in mein Schlafgemach und verließ mich mit tröstenden Worten.

„Es wäre unnütz, Albrecht, Dir zu sagen, welch' sonderbare Träume meinen Geist in dieser Nacht umgaukelten; welch' verschiedene Gemüthsbewegungen hatten mich am vergangenen Tage bestürmt! Ich kann nicht sagen, daß ich unglücklich war. Die Zukunft bewahrte mir ein so freundlich Loos! Ich war bereit, Alles zu erdulden, um mir Aleidis zu verdienen. Auch unterwarf ich mich nicht allein dem Willen des Abulfaragus, sondern mich beglückte der Gedanke, daß ich berufen sei, den Schmerz meines Wohlthäters, des Grafen Arnold zu erleichtern, vielleicht ganz zu heilen. — Ich nahm an dem Geheimnisse Theil, das wie ein Zauberschleier über dem Hause Craenhove ausgebreitet lag. Dieß Alles schmeichelte mir und ließ mich etwas Großes und Erhabenes in meiner Verbannung

erblicken. Als Abulfaragus meine Thüre öffnete und mit einer Lampe eintrat, stand ich schon bereit, in mein schlechtes Gewand gekleidet. Ich warf noch einen traurigen Blick auf mein silbernes Jagdhorn und folgte meinem Führer; die Pforte ging auf und die Brücke senkte sich nieder. Ins Freie gekommen, gab mir Abulfaragus ein Stück Brod und einen gebratenen Vogel. Dann seine Hand drückend, sprach ich betrübt:

„Abulfaragus," sagte ich, „Du weißt, Aleidis wird mein Fortgehen nicht ohne großen Schmerz vernehmen; vielleicht wird sie trauern, um den Verlust ihres Bruders."

„Sei ohne Furcht, mein Sohn," antwortete er gütig, „ich werde Aleidis trösten und sie versichern, daß Du wiederkommst — und dann, Bernhard, ich werde alle Tage mit ihr von Dir sprechen — ich will, daß sie Dich nie vergesse!"

„Thränen der Dankbarkeit entströmten meinen Augen, ich umarmte Abulfaragus und küßte mit Inbrunst denselben Mann, den ich für den schrecklichsten aller Menschen gehalten hatte. Er sprach noch einige aufmunternde Worte mit mir und sagte mir Lebwohl auf Wiedersehen. Ich lief eilig fort auf meinem Weg. Zu Santhoven angekommen, nahte ich mich einer Bauernwohnung und verlangte etwas Milch, um meinen Durst zu löschen. Nach kurzer Unterredung erfuhr ich von dem Pächter, daß sein Schafhirte ihn verlassen habe, um als Waffenknecht bei einem Dienstherrn einzutreten; ich bot mich ihm an und wurde aufgenommen. Seit zwei Jahren diene ich diesen Leuten und bin zufrieden, weil ich weiß, daß ich Aleidis wiedersehen werde. Aber ich möchte nicht gerne nach dem Laternenhof zurückkehren, ohne lesen zu können; ich weiß, daß Aleidis die Geschichten von Waffenthaten und Ritterkämpfen überaus gerne hört; sie hat diesen Genuß mir geopfert und ihre Worte bewiesen mir während zweier Jahre, wie sehr sie dieses Opfer schmerzte. Ueberdies brennt in meinem Herzen ein unwiderstehlicher Drang nach Wissen; ich glaube sogar, daß

Aleidis nicht die alleinige Ursache davon ist; es ist ein wunderbares Gefühl, das mich beherrscht; ohne daß ich seinen Grund ganz begreifen kann. . . .

„Das ist meine Geschichte, Albrecht. Sie ist traurig und seltsam, nicht wahr?"

Der alte Hirte hatte mit so viel Eifer und so inniger Aufmerksamkeit gelauscht, daß er Anfangs schwieg. Verwundert sah er seinen jungen Kameraden an und sagte nach einigen Augenblicken:

„Traurig? Ja, aber mehr noch seltsam. Der Abulfaragus hat mich mehrmals zittern gemacht. Bist Du auch gewiß, Bernhard, daß er ein Mensch ist?"

„Was sollte er anders sein, Albrecht?"

„Du bist jung, Bernhard, und weißt nicht, was ich weiß. Wenn ich Dir sage, daß es Menschen gibt, die sich mit dem Teufel verbinden, und einen bösen Geist zum Sclaven und Diener erhalten? Wenn ich hinzufüge, daß diese Menschen oft zu spät diese fluchwürdige Verbindung bereuen, und dann von Gewissensbissen und von Furcht verfolgt, sich abschließen von den Menschen und das Sonnenlicht fliehen?"

„Nun, Albrecht, was willst Du damit sagen?"

„Daß es wenigstens nicht schwer zu begreifen, daß Graf Arnold von Craenhove seine Seele an den Teufel verkaufte und daß Abulfaragus ihm als Sclave von Lucifer beigegeben ist."

Diese mit hohler Stimme gesprochenen Worte machten auf Bernhards Gemüth einen tiefen Eindruck; plötzlich aber hob er das Haupt empor und sagte, ungläubig lächelnd:

„Du täuschest Dich, Albrecht. Graf Arnold ging wie ein guter Christ zu Deurne in die Kirche, und was

Abulfaragus betrifft, hatte der nicht ein Marienbild in seinem Zimmer gehabt, und sorgte er nicht dafür, daß frische Blumen seine Gottesfurcht bezeugten? Rief er nicht unsern Hern Jesus an, während er vor dem Grabstein knieete? Nein, das ist nicht das unbekannte Geheimniß. Es liegt etwas Anderes verborgen in der Nacht der Begegnung bei der Gräfin de Merampré. Wer wüßte, wo die Leiche des Grafen Hugo von Craenhove begraben liegt, der hätte die Lösung des Räthsels."

„Hat man nie die Gräfin de Merampré gefragt, Bernhard?"

„Wie sollte man sie gefragt haben, da sie seit dieser Nacht nicht mehr in Brabant gesehen wurde."

„Ich verliere mich in Vermuthungen. Vielleicht hat die geheimnißvolle Nacht eine racheverlangende Missethat — einen schrecklichen Mord gesehen — aber wie dem auch sei, wir dürfen unsern Nächsten nicht durch Vermuthungen beschuldigen . . . Es wird spät, Bernhard. Die Sonne sinkt hinter dem Tannenwald; wir müssen unsere Schafe heimwärts treiben."

Bei diesen Worten entfernten sich die Hirten von einander, um jeder auf seiner Seite die Heerde seines Herrn nach Hause zu treiben. Während Bernhard hiemit beschäftigt war, kam der alte Hirte mit leisen Schritten hinter ihm her, und sagte ihm mit dumpfer Stimme in's Ohr:

„Bernhard, hast Du je den Wehrwolf gesehen?"

Der Jüngling erschrak und wandte ängstlich den Kopf nach allen Seiten der Haide; dann antwortete er:

„Nein, warum fragst Du mich das?"

„Sieh' Dich still um; längs dem Saume des Waldes wirst Du ihn sehen."

Bernhard bemerkte wirklich einen schwarzen Menschenschatten, der langsam und vorsichtig längs dem Walde hinzugleiten schien.

„Ha!" seufzte er, „das ist der Wehrwolf, von wel-

chem man so viel spricht. Ich dachte, es sei ein reißend Thier, und sieh, es scheint von Ferne, daß es ein Mann ist. Was ist denn ein Wehrwolf?"

„Weißt Du das nicht, Bernhard? Ein Wehrwolf ist ein Mensch, der um schrecklicher Sünden willen von Gott verurtheilt ist, bei Nacht in der Gestalt eines Wolfes umherzulaufen, ohn' Aufhören, ruhelos. Solche Wölfe fliehen Dörfer und gebaute Häuser aus Furcht, man möchte die Thüren und Fenster ihrer Zimmer schließen. Denn wenn man dies thut und die Stunde des Wehrwolfes käme, so würde er sich den Kopf an Wänden und Kästen einrennen und gewiß noch dieselbe Nacht sterben müssen."

„Hast Du diesen Menschen in Gestalt eines Wolfes schon gesehen, Albrecht?"

„Ja, manchmal. Es ist nun schon mehr denn zehn Jahre her, daß er diesen Wald zum Schlupfwinkel auserkoren, seit dieser Zeit betritt ihn niemand, theils aus Angst, theils aus Ehrfurcht vor der Strafe Gottes. Des Nachts irrt der Wehrwolf umher, oder sitzt auf dem Kirchhof zwischen den Gräbern, da seufzt und heult er dann fürchterlich. Niemand hat ihn je sprechen hören; er ist stumm. Uebrigens scheint der Wehrwolf so sanft, wie ein Lamm; wenn er an uns vorüber geht, wird er das Haupt bücken und mit niedergeschlagenen Augen, wie ein wandelnd Bild, sich entfernen. Niemand erinnert sich, daß er je Menschen oder Thier ein Unrecht zugefügt. Ja, er bot sogar mal einer armen Frau zwei Goldstücke an; die Frau erschrak, lief davon und nahm das Geld vom Wehrwolf nicht an. Aber dieß beweist doch, daß er kein böses Herz hat."

Während dieser Erklärung hatte Bernhard sein neugierig Auge nicht von dem Wehrwolfe abgewandt, und da dieser mit raschem Schritte den Hirten näher kam, konnten sie bald seine Gestalt genauer unterscheiden. Er schien ein Mann von ungemeiner Größe, und war von Kopf bis

zu Füßen mit einem härenen Gewande bedeckt, das der Haut eines Thieres glich. In der rechten Hand hielt er einen Baumast und stützte sich auf ihn, wie auf einen Gehstock; den linken Arm drückte er an den Körper, als ob er etwas darunter trüge. Zweifelsohne hatte dieser Gegenstand Bernhards Aufmerksamkeit auf sich gezogen, denn er rief plötzlich:

„Was hält er unter dem Arm? Ist es nicht ein Buch?"

„Ich kann es nicht gut sehen," bemerkte der alte Albrecht, fügte aber rasch hinzu:

„In der That, es ist ein Buch, viermal größer, denn das meine!"

Bernhard versank in tiefes Nachdenken und seufzte in sonderbarem Tone:

„Der Wehrwolf kann lesen!"

Als er das Auge wieder aufschlug, bemerkte er wie der Wehrwolf sich an dem Rand des Waldes bückte, unter dem Gesträuche durchkroch und verschwand. Schon zweimal hatte sein Kamerad ihn vergebens aufgemuntert, die Haide zu verlassen; schon war Albrecht weit weg mit seiner Heerde, und noch stand der junge Bernhard unverwandten Blickes nach dem Orte schauend, wo der Wehrwolf unter dem Gebüsche verschwunden war. Endlich gab er seinem Hunde ein Zeichen zum Abzug, und verließ die Haide unruhigen Gemüthes, in Träumereien versunken, während er von Zeit zu Zeit die Worte wiederholte:

„Ha! der Wehrwolf kann lesen!"

II.

Der Wehrwolf.

Alles schläft auf der Haide . . . .

Die fühlenden Pflanzen halten ihre Blätter noch gefaltet; die Blumen haben ihre Kelche noch nicht geöffnet und gleichen beseelten Wesen, die mit geschlossenen Augen in süße Träume versunken sind.

Es ist nicht mehr Nacht, es ist noch nicht Tag.

Schwarz ist der westliche Horizont und undurchdringlich; der östliche, gleich einer durchsichtigen Wasserfläche, färbt sich mit zweifelhaftem Lichte.

Von allen Sternen glänzt nur noch ein Einziger; sein Name ist Lucifer, er ist der Vorbote der nahenden Sonne.

An dem Rande des Waldes hängt ein Vorhang von Nebel.

Aber er steigt in die Höhe, und hat schon die Wipfel der Bäume erreicht; bald wird er aufsteigen und verschwinden im Himmelsraum . . . .

Wie eine demüthige Magd, die auf die stillen Befehle ihrer Herrin wartet, so umhüllt sich die Erde mit Stille, bis ihr Herr kommt.

Roth färbt sich die Lichtpforte; der Morgenstern erbleicht!

Da schüttelt ein Goldfinke die Wassertropfen von seinem glänzenden Federkleide.

Er verläßt seinen Ruheplatz, schwingt sich in die Luft und setzt sich auf den höchsten Baum des Waldes.

Er sieht freudigen Blickes gen Osten, und bald glänzt ein Theil der Sonnenscheibe ihm ins Auge; seine

Kehle öffnet sich, und er singt mit seiner Silberstimme dem Tageslicht entgegen.

Glücklicher Vogel, der das Himmelslicht früher sieht, als wir!

Das Zeichen ist gegeben.

Tausend beflügelte Tonkünstler erwachen, und tausend Lobgesänge verherrlichen die Schöpfung.

Siehe, die Lerchen steigen immer höher und höher; sie wollen ihre Danklieder näher bei dem Throne ihres Gottes erschallen lassen.

Ha! da erhebt sich die lachende Sonne über dem Tannenwald.

Ihre Strahlenbüschel gleiten, wie eine unermeßliche Zauberruthe, über die Haide: Alles, was sie berühren, empfängt Leben und Glanz.

Höre, wie die Grillen und Heuschrecken ihr Morgengebet zum Himmel senden.

Sieh, wie die Blumen ihr Auge erschließen, ihre Kelche und Kronen öffnen, als ob sie einen Strahl der Weltgeliebten auffangen wollten!

Gegrüßt, gegrüßt seist du glänzendes Meisterstück des großen Schöpfers!

Sprach Bernhards Mund diesen Lobgesang auch nicht, durch seine Seele wenigstens erklang in noch reicheren Tönen das Lob des Schöpfers, da er, seit einer halben Stunde auf der Haide niedergekniet, mit betendem Gemüthe das Erwachen der Natur betrachtete, während seine Schafe die nassen Kräuter zu fressen begannen.

Wie tief auch die Frömmigkeit in Bernhards Gebet war, so hatte er doch unaufhörlich den Blick nach der Stelle gerichtet, wo der Wehrwolf dem Tag zuvor verschwunden war. Plötzlich zitterte er an allen Gliedern: er sah den Wehrwolf auf Händen und Füßen unter dem

Busche hervorkriechen, sich aufrichten und längs dem Rande des Waldes verschwinden; diesmal hielt er nichts unter dem Arme.

Das Buch war somit im Walde zurückgeblieben. Vielleicht lagen in der Höhle des Wehrwolfs noch andere Bücher! Aber, o Gott, wer wagte es, dem Lager des Wehrwolfes zu nahen, und als Spion bis in seine Wohnung zu dringen? Wird nicht ein schrecklicher Tod seine Strafe sein? Vielleicht wird der Wehrwolf ihn zerreißen, und als Speise der Raben seine zerstümmelten Glieder im stummen Walde zerstreuen.

Armer Bernhard, da steht er auf der Haide, auf seinen Stab gestützt, er blickt verwirrt zur Erde, seine Stirne brennt, seine Beine wanken, eine unbegreifliche Anziehungskraft zwingt ihn, sich dem Walde zu nähern. Sieh' da, er thut noch einen Schritt; — noch einen — noch mehr! aber er zittert und ist ängstlich; denn nun steht er vor dem Gebüsche, der Grenze von Wehrwolfs Grundgebiet. Wird er vermessen genug sein, um sich zu bücken, wo der Wehrwolf sich bückt, und so den Fußpfad zu betreten, der nach der schrecklichen Höhle führt?

Eine Stunde vor Mittag stand Bernhard noch vor dem Gebüsche, gebeugten Hauptes, starren Blickes, in fieberhafter Aufregung. Wißbegierde und Todesfurcht kämpften in ihm einen schweren Kampf. Bald nahte das Ende des Streites; denn der Leib Bernhards krümmte sich langsam und plötzlich warf er sich auf seine Hände zur Erde und kroch, wie ein vierfüßig Thier, durch das Gebüsch. — Wissensdurst hatte die Furcht vor dem Tode überwunden!

Das Gebüsch war nicht tief; bald konnte sich der junge Bernhard aufrichten und umhersehen, wo er sich befand. Nichts Fremdartiges zeigte sich seinem wild um sich blickenden Auge, als eine düstere und kahle Natur, von Todtenstille verschleiert, und von halber Dunkelheit umfangen. Wie ein Uebelthäter mit klopfendem Herzen

und immer wachsender Angst schritt Bernhard umsichtig und langsam vorwärts. Von Zeit zu Zeit schreckte der Schrei eines Raubvogels sein Ohr und sein Gemüth, oder er blieb bestürzt stehen vor einem verdorrten Baume, der wie ein Mensch seine entfleischten Arme ausstreckte, um ihn zurückzuhalten. Aber der Wissensdurst zog ihn unwiderstehlich nach der Höhle, dem Pfade, den Wehrwolfs Füße gebahnt.

Endlich gelangte er zu einer Vertiefung, wo sich in einiger Breite keine Bäume zeigten und die mit einer Tapete von Gras und Blumen bedeckt war. Ein kleines, und beinahe unsichtbares Bächlein schlängelte sich durch diese natürliche Waide, gleich der Schlange, die sich fortwindet, um das Gebüsch zu erreichen, und den Strahlen der glühenden Sonne zu entfliehen.

Hier war alles lebendig und erquickend; das Tageslicht fiel gerade auf die schöne Waide, und breitete liebevoll tausend glänzende Blumen aus; Vögel sangen in Menge auf den nahen Bäumen; mit einem Worte: dieser kleine Platz glich einem Lusthof, den die grillenhafte Natur mitten in einer wüsten Schöpfung angelegt.

Ein anderer Wanderer, als Bernhard, hätte sich gewiß an diesem angenehmen Orte ergötzt; er hätte seinen Durst an dem Bache gelöscht, sein Auge mit Entzücken auf dem Blumenteppich ruhen, seinem Ohr vom Gesange der Vögel schmeicheln lassen; — aber in Bernhards Geist drängte sich nur die Frage auf: Wo liegen hier Bücher verborgen?

Nachdem er eine Zeit lang sich umgesehen, bemerkte er in der Ferne, am andern Ende der Waide einen hohen Sandhügel und in demselben, zwischen verwirrtem Gestrüppe eine Oeffnung, die vielleicht der Eingang zu Wehrwolfs Höhle war. Er wandte seine Schritte nach dieser Seite; doch je näher er zur Höhle kam, desto langsamer wurde sein Gang; seine Angst wuchs über die Maßen und er blieb zitternd vor der seltsamen Wohnung des Wehrwolfes stehen.

Doch diese Höhle, oder wie man es nennen mag, bot an und für sich nichts Schreckliches dar; man bemerkte auf den ersten Blick, daß sie das Werk einer unbehülflichen Menschenhand war. Der, welcher sie gemacht, hatte erst eine tiefe Grube, wie eine Kammer, in die Tiefe des Sandhügels gegraben; über dieses viereckige Loch hatte er mit schweren Baumstücken ein Dach gemacht, und es mit einer dichten Lage von Ginster und Farrenkraut bedeckt. Die eine Seite dieses Daches war dicht und für Regen und Wind undurchdringlich. Auf der andern Seite war ein großes Loch gelassen, um als Fenster das Tageslicht in die Höhle zu senden. Klein war die Wohnung des Wehrwolfes nicht; denn ein großer Mann konnte bequem sich darin bewegen, ohne sich zu bücken.

Wie wenig Schreckliches denn auch die Höhle hatte, so wagte es Bernhard doch nicht, hineinzugehen; es mußte ihn eine ungemeine Angst ergriffen haben, denn er trat zurück und blickte ängstlich um sich, ob der Wehrwolf nicht nahe. Vielleicht wäre er nach der Haide zurückgekehrt; als er aber wieder vor dem Eingang der Hütte stand, sah er drinnen das große Buch auf einer Art Lesepult liegen. Da wurde ihm alle Ueberlegung unmöglich; das Buch zog ihn fort wie ein Magnet, und er, wie ein wildes Thier auf seine Beute losspringend, fiel mit seinen zwei platten Händen auf die geöffneten Blätter des Buches.

Wie glücklich war nun der arme Bernhard! Ein selig Lächeln erglänzte auf seinem Antlitz, seine Augen funkelten mit dem Feuer der Wißbegierde, seine Brust hob sich, sein Herz pochte gewaltig, und seine Hände zitterten vor ungeduldiger Begierde. O, nun besaß er ein Buch, so groß und so schön!

Wäre Bernhard nicht in die Betrachtung der Buchstaben ganz versunken gewesen, so hätte er wohl noch mehr sonderbare Gegenstände bemerkt.

Das Pult, auf welchem das Buch lag, war von

Zweigen zusammengeflochten und im Boden befestigt; in einer Ecke der Hütte befand sich ein Bette, auf dieselbe Weise verfertigt, gefüllt mit Moos und halb bedeckt mit einer abgenutzten wollenen Decke; inmitten des Gemaches stand ein großes Kreuz; an dem einen Arm desselben hing ein Ritteranzug oder Koller, bedeckt mit schwarzbraunen Flecken, die vertrocknetem Blute sehr ähnlich waren. Daneben hing ein Schwert, gleichfalls mit Rostflecken bedeckt, wahrscheinlich von einer Flüssigkeit, die darauf gesprengt worden. An dem Fußende der Bettstatt lag ein geöffneter Reisesack und daneben einige goldne Geldstücke, die aus einem Sacke gestürzt waren. Weiter an der Wand hingen einige getrocknete Wurzeln von aller Art und Form; eine Geißelruthe und ein Gürtel, der Innen mit einer Menge eiserner Nägel versehen.

Diese Gegenstände bemerkte Bernhard nicht; er, ganz verloren in die Betrachtung des Buchs, schlug von Zeit zu Zeit ein Blatt um, ohne zu wissen, was er that. Und hätte sich seine Brust nicht bewegt, so hätte man ihn für ein leblos Bild halten können.

O Himmel! . . . was steht da plötzlich vor der Thüre der Hütte? Ist es ein Mensch? Ja, es ist der Wehrwolf, mit seinem schweren Wanderstabe und seinem braunen Kleid! — Sein tiefgesunken Auge schießt Feuerstrahlen, seine hohlen Wangen werden bleicher, sein Mund zuckt vor Aerger — doch er bleibt ruhig und schaut auf den jungen Hirten, dessen Antlitz er nicht ganz sehen kann.

Unglücklicher Bernhard, der Du so freudig und so verblendet, Dich an der Betrachtung des Buches ergötzst. Wüßte er, welch' blitzende Augen auf ihn gerichtet sind.

Lange blickte der Wehrwolf mit ärgerlichem und zornigem Ausdrucke in die Hütte; nach und nach milderte sich sein Zorn und er wurde sogar sanft. Wahrscheinlich hatte der alte Hirte die Wahrheit gesagt, als er behaupete, der Wehrwolf könne nicht sprechen; denn statt eines

Wortes löste sich aus seiner Brust ein hohler Seufzer, der wie ein Donnerschlag Bernhards Ohr traf. Kaum hatte der junge Hirte den Ton vernommen, als er aufspang, und zitternd nach dem Eingang blickte, wo er das ausgehöhlte Antlitz des Wehrwolfs und seine blitzenden Augen auf sich gerichtet sah. Mit einem lauten Schrei flüchtete er an das andere Ende der Hütte und streckte, ohne zu sprechen, seine Hände bittend nach dem Wehrwolf aus. Wie wankte der arme Bernhard auf seinen Füßen, wie bleich wurden ihm Stirne und Wangen!

Der Wehrwolf trat einen Schritt näher; aber der ängstliche Hirte, den Tod vor Augen sehend, warf sich auf den Boden, kroch auf beiden Knieen bis zu dem Wehrwolf, ergriff eine seiner Hände und rief, während er sie mit Thränen feuchtete:

„O, wer Du auch sein magst, habe Mitleid mit mir! Gnade, Gnade! Thu' mir nichts Böses!"

Ein Lächeln voll Liebe und Wohlwollen erleuchtete das Antlitz des Wehrwolfes; er nahm die beiden Hände Bernhards, hob ihn vom Boden auf, legte die knöcherne Hand schmeichelnd auf die blonden Haare und sprach, zur großen Verwunderung Bernhards, mit sanfter Stimme:

„Armes Kind, was fürchtest Du von mir? O, ich bin unglücklich und muß auf grausame Weise meine Sünden büßen; aber ich thue Niemanden etwas Böses. Beruhige Dich, mein Sohn, und habe keine Furcht vor mir."

Der verwunderte Bernhard sah mit dankbarem Blicke in die Augen des Wehrwolfs und küßte im Entzücken seine Hände; er bemerkte plötzlich in seinem Innern ein Gefühl der Liebe für den unglücklichen Mann, der ihn so zärtlich behandelte, während er nur den Tod von ihm erwartet hatte.

Mit bittendem Lächeln antwortete er:

„Dank, Dank, Meister! Ich werde ewig Deiner Güte gedenken und schweigen, wie ein Grab, über meinen ver-

messenen Besuch bei Dir. Vergib mir, ich will eiligst den Wald verlassen."

Dies sagend, warf er einen betrübten Blick auf das Buch, als ob er diesem Vorwurf seines brennenden Verlangens Lebewohl sagte. Dann sich umwendend, bemerkte er, daß sich der Wehrwolf auf die Ecke des Bettes niedergesetzt hatte und ihn aufmerksam betrachtete, während reichliche Thränen über seine Wangen liefen.

Dieser Anblick hielt Bernhard zurück; er sah mit bewegtem Herzen auf den Unglücklichen und über seine eigenen Wangen rollte nun eine Thräne der Theilnahme.

„Meister," sprach er mit seiner süßen Stimme, Meister, Dein Leiden durchschneidet mein Herz. Du bist so gut gegen mich gewesen, daß ich viel darum gäbe, wenn ich Dich trösten könnte; aber was vermag ein Kind, wie ich? Doch kann ich Dir dienen, so verfüge über mich!"

Langsam stund der Wehrwolf auf, nahm Bernhards Hand, und sagte, ihn aus der Hütte führend: „Komm', mein Sohn, laß' mich Dein Antlitz bei der Sonne sehen; es wird mir eine Wohlthat und ein Trost in meinen Schmerzen sein."

Er führte den Hirten bis zu dem Bächlein, setzte sich auf das Gras nieder und sprach, vor sich auf den Boden zeigend: „Nun sitze nieder vor mir, Jüngling, und wundere Dich nicht über die Thränen, welche Dein Anblick meinen Augen entlockte. Es ist zehn Jahre her, mein Kind, daß kein menschlich Lächeln dem unglücklichen Wehrwolf entgegenstrahlte, daß kein freundlich Wort in sein Ohr tönte, und dann, soll ich es Dir sagen? und dann lebt Jemand auf dieser Welt, der mir theurer als mein Auge, der mich allein noch leben heißt. Dieser Jemand hat blaue Augen, wie die Deinen, blonde Haare, wie die Deinen, rothe Wangen, wie Du, und eine so sanfte Stimme, wie Deine Stimme. — Dieß ist das Geheimniß der Gewalt Deines Antlitzes auf mich. Vergib

einem Elenden solch' sonderbare und vielleicht lächerliche Leidenschaft."

Bernhard faßte eine der magern Hände des Wehrwolfes, streichelte sie, um ihm seine Zuneigung zu beweisen und wenn es möglich, vielleicht einigen Trost über sein Schicksal auszugießen. Einige Zeit blieben sie sprachlos sitzen. Endlich fragte der Wehrwolf: „Wie wagtest Du es, in diesen überall gefürchteten Wald zu kommen, mein Sohn? Vielleicht hat Dich die Neugierde getrieben; und Du hattest Muth genug, ihr zu folgen!"

Die gefühlvollste Seite von Bernhards Herz war berührt, er wollte von dem verzehrenden Wissensdurst sprechen, welcher ihn quälte. Er drückte noch leidenschaftlicher die Hand des Wehrwolfes und antwortete:

„O Meister, ich darf es Dir kaum sagen. Doch Deine Güte ermuthigt mich dazu. Verwirf meine vermessene Bitte, wenn Du sie nicht erhören willst, aber werde nicht böse auf mich! — Es brennt in meinem Busen eine unbegreifliche Begierde, lesen zu lernen; ich kann und darf Dir nicht sagen, was der Grund dieser Leidenschaft; denn sie geht so weit, daß der Anblick eines Buches eine unwiderstehliche Gewalt für mich hat, meine Stirne brennen und mein Herz pochen und mich wie eine Ruthe zittern macht."

„Ich habe es gesehen," murmelte der Wehrwolf.

„Nun denn, fuhr Bernhard fort, „ich sah Dich gestern im Wald hier gehen und bemerkte mit Verwunderung, daß Du ein Buch unter dem Arme hieltst. Dieß war genug. Von diesem Augenblicke hatte ich keine Ruhe mehr; ich schlief diese Nacht nicht und fühlte mich von einer unwiderstehlichen Gewalt zu Dir gezogen. Ich habe verzweifelt mit dieser unbekannten Macht gerungen, denn ich hatte Angst vor Dir. Aber es half nichts. Mein Schicksal war entschieden, und ich würde das Buch gesucht haben, und hätte ich durch Feuersglut wandern

müssen. Soll' ich Dir sagen, Meister, welch' vermessene Hoffnung meinen Busen durchdrang? Ich hoffte, der Wehrwolf werde mich lesen lehren!"

Es vergingen einige Augenblicke, während welcher Bernhard ängstlich in die hohlen Augen des Wehrwolfs sah.

„Nun, mein Sohn," sprach dieser, „Deine Hoffnung soll nicht zu Schanden werden: der Wehrwolf wird Dich lesen lehren."

Ein Freudenschrei erscholl über die Haide. Bernhard sprang auf, stürzte vor dem Wehrwolf auf die Kniee, schlang die Arme um seinen Hals und begann vor Freude zu weinen, während ihm Worte des Dankes über die Lippen rollten. Einen Augenblick später richtete er sich auf, sprang wie ein Wahnsinniger umher und rief fortwährend:

„Ha, ha, ich lerne lesen! Dank! Dank! ich werde zu Gott für Dich beten, Deine Hände küssen als die meines Wohlthäters. Ha, ha, lesen, wissen! — wie schön!"

Der Wehrwolf stund auf und sich Bernhard nähernd, sagte er ihm mit ernster Stimme:

„Mein Sohn, ich muß unverbrüchliche Bedingungen an mein Versprechen knüpfen. Höre auf das, was ich Dir sagen will und merke es Dir wohl; denn wenn Du eine derselben vergißt, will ich Dich niemals wieder sehen."

„O sprich," rief Bernhard. Ich bin zu Allem bereit. Nie werde ich etwas thun, was Dir mißfallen könnte."

„So merke auf: — Nie sollst Du einen Fuß in den Wald setzen, denn des Morgens, ehe die Sonne im Süden sich erhebt; nie sollst Du in die Hütte des Wehrwolfs treten, was auch dort geschehen möge; nie sollst Du den Wehrwolf etwas über seine Lebensweise und Büßung fragen; nie sollst Du ihm von Deinen Aeltern, von Deiner Schwester oder Deinem Bruder sprechen. Dieß letzte Wort komme überhaupt nie über Deinen Mund. Nimm Dich wohl in Acht, nie des Nachts in den Wald zu kommen! Du

kennst die Plage, die mir Gott gesendet, sie ist schrecklich und gefährlich zu sehen. Verschweige die Geheimnisse des Waldes: ein unvorsichtig Wort von Dir könnte mir den Tod bringen. Dieß ist Alles, was ich zu sagen habe. Und, nun, mein Sohn, die Sonne ist beinahe im Süden: meine Stunde naht. Verlasse mich. Wenn Du morgen wieder kömmst, stelle Dich dann unter jenen Eichbaum; ahme den Schrei der Eule nach, er wird bis zu mir dringen und ich werde mit dem Buche zu Dir kommen. Bis morgen, also, mein Kind!"

Bei diesen Worten drückte er nochmal die Hand des jungen Hirten, wandte sich um und ging langsamen Schrittes nach der Hütte. Bernhard nahm seinen Stab vom Boden auf und kehrte auf dem Wege zurück, den er gekommen war. Wie schön, wie herrlich erschien ihm nun die düstere Natur des Waldes! wie glänzend das Licht der Sonne, die ihm auf das Haupt brannte, sobald er unter dem Gebüsche hindurch auf die Heide kam! Wie reizend, wie süß der Gesang der Vögel und das eintönige Gezirpe der Grillen. Mit eilenden Schritten kam er zur Heerde, rief seinen treuen Hund und erzählte ihm lachend, daß er nun lesen lernen werde. Dann holte er seinen Lieblingswidder unter den Schafen hervor und begann auf's Neue seine Geschichte. Er sang alle seine Lieder und tanzte, bis die Abendsonne ihn nach Hause rief.

III.

Das Unwetter.

Sobald Bernhard des andern Tages seine Schafe auf die Haide gebracht hatte, lief er nach dem Wald,

kroch unter dem Gebüsche durch und eilte nach der Waide zu der Hütte des Wehrwolfes. Hier stellte er sich unter den Eichbaum und rief wie die Buscheule: „Uhl! uhl! uhl!"

Auf diesen Ruf kam der Wehrwolf aus der Hütte und näherte sich dem jungen Hirten mit freundlichem Gesichte; er lies ihn unter dem Baume niedersitzen und das Buch aufschlagend, begann er, ohne etwas Anderes zu sprechen, ihm die Buchstaben zu zeigen und ihre Namen zu sagen. Nachdem sie zwei Stunden an dieser Arbeit gesessen, stand der Wehrwolf auf, zog ein kleineres Buch hervor und dasselbe Bernhard gebend, sprach er:

„Mein Sohn, hier hast Du ein kleines Buch, das ich Dir zum Geschenke gebe, um Deine Lectionen zu wiederholen; lesen lernen ist nicht leicht; Du mußt alle Deine Geisteskräfte anspannen, um wohl zu behalten, was ich Dir sage, und wenn Du allein bist, mußt Du die Zeichen ohne Lehrmeister wieder zu erkennen suchen. Ich habe Vertrauen genug zu Dir, daß Du das Buch Niemanden zeigen werdest, und wenn man es entdeckte, Du nicht von dem Wehrwolf zu sprechen wagest."

Bernhard drückte das Buch mit Entzücken an seine Lippen und antwortete:

„O fürchte nichts, Meister, ich werde einen Beutel von Schaffell machen und das Buch auf meiner bloßen Brust darein hängen. So wird man es gewiß nicht entdecken. Ich werde es auch nie herausziehen, ohne ferne von allen Menschen zu sein!"

„Bis morgen denn, mein Sohn!" sprach der Wehrwolf weggehend.

Bernhard verließ den Wald und ging zu seiner Heerde.

Hier warf er sich, das Herz voll seliger Freude, zu Boden, schlug das Buch auf seinen Knieen auf und begann mit tiefstem Selbstvergessen seine Lection zu wiederholen. Oft erheiterte ein helles Lächeln sein Gesicht: — Dann hatte er einen Buchstaben erkannt und lachte ihm

entgegen, wie einer theuren Freundin. Oft aber auch überzog eine finstere Wolke sein Antlitz und er schlug sich mit der Hand vor die Stirne: — dann war ihm sein Gedächtniß untreu und weigerte sich, ihm den Namen eines oder des andern Buchstaben zu sagen.

So brachte Bernhard den ersten Tag seiner Lehrzeit zu und so verliefen auch die Folgenden.

Nicht immer konnte er die Heerde verlassen, um in den Wald zu gehen, denn oft mußte er sie ferne von da weiden. Nicht selten vergingen fünf bis sechs Tage, ehe er den Wehrwolf besuchen konnte; aber dann lernte er mit desto mehr Eifer in dem kleinen Buch, das er immer auf seiner bloßen Brust trug.

Seit Bernhard die Bekanntschaft des Wehrwolfs gemacht hatte, liebte ihn der Pächter nicht mehr, dessen Schafhirte er war. Diese Abnahme der Zuneigung hatte ihren Grund in Bernhards Nachläßigkeit. Statt die Schafe an die besten Weideplätze zu führen, war er beinahe immer in der Nähe des Waldes zu finden, ob für die Schafe etwas da zu fressen war oder nicht, und oft hatten die Vorübergehenden sich vergeblich nach dem Hirten umgesehen. Hierüber wurde Bernhard fast täglich gescholten; aber besserte er sich auch, so geschah es nur, um nach wenigen Tagen wieder auf die alte Weise zu leben.

Man darf sich darüber nicht wundern, daß Bernhard in kurzer Zeit große Fortschritte machte und in weniger als einem Jahr sein Buch ganz lesen konnte, ja selbst die schönen Gebete, die darin stunden, auswendig gelernt hatte. Von Zeit zu Zeit ließ ihn der Wehrwolf in dem großen Buche lesen; dieß ergötzte Bernhard außerordentlich, da es eine Uebersetzung von Plinius Naturgeschichte war, welche die seltsamsten Thiere beschrieb.

Bis dahin hatte Bernhard nie an den Wehrwolf eine Frage gerichtet und auch dieser hatte nie das Verlangen ausgedrückt, zu wissen, wer sein Lehrling sei, selbst seinen Namen kannte er noch nicht. Dessenungeachtet hatte ein

tiefes Gefühl von Liebe und Dankbarkeit im Herzen Bernhards Wurzel gefaßt. Schon oft hatte er Thränen bei dem Gedanken an des Wehrwolfs Leiden vergossen. Dieß dankbare Gefühl des Mitleidens nahm aber noch zu, als der Wehrwolf nach dem ersten Jahre mehr und mehr abzumagern begann und dem Grabe zuzuwanken schien. Bernhard bemerkte endlich, daß der Wehrwolf nur mit Mühe noch aus der Hütte zu dem Baum kommen konnte, daß seine Augen ihren Glanz verloren und daß seine Stimme dumpf und beinahe unverständlich wurde.

Einst als der Wehrwolf ihm etwas in dem großen Buche erklären wollte, versagte ihm mitten in der Rede die Stimme den Dienst und endigte in einen Seufzer, der bewies, daß seine Brust keine Kraft mehr hatte, solch' langes Sprechen zu ertragen. Das Gefühl Bernhards war stärker als sein Wille; er brach in Thränen aus und rief unter heftigem Schluchzen:

„O Herr Du bist krank, und thust nichts, um zu genesen. Du willst sterben!"

Statt aller Antwort nahm der Wehrwolf das Buch, wandte sich langsam nach seiner Hütte und sagte in traurigem Tone:

„Morgen, mein Sohn."

Bernhard sah ihn fortwanken. Nachdem er einige Zeit geweint, kehrte er voll Schmerz und Angst nach der Heide zurück. Den ganzen Tag dachte er an die Krankheit seines Wohlthäters und weinte stille Thränen über sein beklagenswerthes Loos.

Am Abend trieb er seine Heerde heimwärts und zählte die Schafe in Gegenwart des Pächters, während sie in den Stall liefen.

Es fehlte ein Widder und vier Hämmel.

Nun brach die lang verhaltene Wuth des Pächters los; er verwies Bernhard seine Nachlässigkeit und überlud ihn mit Scheltworten. Dann ließ er ihn seine Sachen

zusammenpacken und jagte ihn als einen ungetreuen Diener vom Hofe.

Am Abend, als sich die Dunkelheit auf die Erde senkte, lag Bernhard weinend am Boden, nicht ferne von dem Gebüsch. Der unglückliche Jüngling wußte nicht wohin und hatte sich da mit dem Kopfe auf seinen Pack gelegt, um den Tag abzuwarten und dann dem Wehrwolf sein Unglück zu klagen.

Trotz seines Schmerzes sank er endlich in den Schlaf. Kaum hatte er ein paar Stunden Ruhe genossen, als eine schwere, gewitterschwangere Luft sich wie eine bleierne Decke über ihm lagerte; er athmete mühsam, der Schweiß brach ihm am ganzen Körper aus und von Zeit zu Zeit legte er die Hand an die Brust, um sein Kleid zu lüften und sich gleichsam die mangelnde Luft zu verschaffen.

Alles, selbst die leblose Natur war erschreckt und bange harrend; kein Lüftchen, kein Athem bewegte die Blätter und die Haide schien ein unermeßlich Grab. Nur in der Ferne hörte man das leise Quacken der Frösche, die aus ihren Pfühlen dem kommenden Regen einen Grußgesang entgegensandten.

Bald zeigte sich am fernen Horizonte ein schwarzer Vorhang, der sich langsam hob, gleich einem von Gottes Hand über das angstvolle Erdreich gespannten Trauerflor; — von Zeit zu Zeit zuckte ein Lichtglanz am Ende des Horizontes hervor; die Luft wurde noch schwüler und die Stille der Nacht noch unheimlicher . . . . bis das drohende Feuergebirge der Wolken einen Boten voraussandte, gleichsam als wollte es sagen: „Ich komme!"

Ein Lüftchen spielte sanft durch das Laub und beugte leise die Spitzen der Kräuter. — Aber eben so rasch entwickelte si.h das Wetter: ein Feuerpfeil schoß durch die Ebene und ein rollender Donnerschlag machte Bernhards Lager unter ihm zittern. Erwachend und von dem Schlage noch betäubt, sprang der Hirte auf und schlug sein Auge zum Himmel! — Zwanzig Blitze zuckten zugleich aus dem

Himmel, unmittelbar darauf brach ein wüthender Sturm über die Haide los, bog oder entwurzelte die Bäume und führte die Blätter in Wirbelwolken himmelwärts; der Himmel öffnete sich und der Regen entlud sich über die Erde, als sollte eine zweite Fluth die Menschen überströmen. . . .

Bange und ängstlich sank Bernhard auf die Kniee und begann zu beten; das Wasser lief inzwischen in Strömen an seinem Leibe herab und kühlte seine beklemmte Brust. Dann stund er auf und eilte nach einer großen Buche, um dort einen Schlupfwinkel zu suchen; — aber ehe er sie erreichte, schlug ein flammender Blitz in den Stamm des Baumes, riß ihn, wie einen Strohhalm entzwei und stürzte seine Krone mit schrecklichem Krachen zu Boden.

Inmitten dieses schrecklichen Naturaufruhrs, umringt von Feuer, betäubt von den Donnerschlägen, erstarrt vom Regen, wurde der arme Bernhard beinahe wahnsinnig, — und als ob er den Wehrwolf als einzige Hülfe ansah oder seinem Schicksale gehorchte, er kroch durch dieß Gesträuche und eilte bewußtlos zur Hütte des Wehrwolfes. Unter dem Eichbaume angekommen, rief er:

„Uhl, Uhl, Uhl!“

Doch er sah nichts und je heller der Blitz auch die Haide erleuchtete, er sah den Wehrwolf nicht kommen. In diesem Augenblick erst erinnerte er sich, daß der Wehrwolf Nachts umherlaufen mußte, um die Strafe Gottes an sich zu vollziehen und nun bald in Wolfsgestalt zurückkommen werde.

Der Hütte durfte er nicht mehr nahen, aus Furcht vor dem Bruch seines gegebenen Wortes. Durch den Blitz als Wegweiser begleitet, kehrte er zurück und warf sich weinend bei dem Gesträuche nieder.

Das Gewitter zog nach Norden und eine entsetzliche Stille senkte sich über die Erde.

IV.

Lösung.

Glänzend stieg die Sonne am blauen Himmel auf; sie goß ihre warmen Strahlen auf Bernhard und trocknete rasch seine durchnäßten Kleider. Dann nahm er seinen Pack, kroch unter dem Gesträuch durch, drang in den Wald und rief unter der Eiche:

„Uhl, Uhl, Uhl!"

Sein Ruf blieb ebenso unbeantwortet, wie in der vergangenen Nacht; Niemand kam aus der Hütte. Bernhard wiederholte seinen Ruf mehr denn einmal, doch immer vergeblich. Nach und nach bemächtigte sich seiner eine bange Ahnung, die ihn an den Tod des Wehrwolfs denken ließ; vielleicht war er nur krank — und wie konnte er sich dann versorgen, da ihm wohl selbst das Gehen versagt war? Diese Gedanken ließen Bernhard den Entschluß fassen, zur Hütte zu gehen und sich selbst seiner edelmüthigen Gesinnung aufzuopfern.

Er näherte sich der Hütte; — aber kaum hatte er einen Blick hineingeworfen, als er einen schmerzlichen Schrei ausstieß und zitternd stehen blieb.

Da vor dem Kreuze lag der Wehrwolf halbnackt ausgestreckt, wie eine Leiche; Blutstropfen rannen an seinem bloßen Rücken und seine schlaffe Hand hielt noch krampfhaft die Geißel fest, mit der er sich selbst so schrecklich geschlagen.

Nachdem er einige Augenblicke verstummt auf dieß schreckliche Bild gesehen, sprang Bernhard dem Wehrwolf entgegen, umarmte ihn herzlich und begann weinend zu rufen:

„Meister, Meister, erwache! Ich bin es, Dein Lehrling! o stirb nicht!"

Der Wehrwolf öffnete die matten Augen und betrachtete mit traurigem Lächeln den jungen Hirten, der ihn aufzuheben suchte.

„Mein Sohn,“ sprach er, „ich vergebe Dir Deinen Wortbruch. Du hast eines der Geheimnisse meines bittern Lebens entdeckt. Heute werde ich noch nicht sterben, aber ich hoffe, Gott werde mir bald ein Grab zum Ruheplatz schenken.“

Bei diesen Worten richtete er sich mit Gewalt auf, zog sein härenes Kleid an, und setzte sich auf den Rand des Bettes; er war ungemein blaß, hatte blaue Lippen und glanzlose Augen,

Länger konnte Bernhard dieß Leiden nicht mit ansehen.

„O Meister!“ rief er mit bewegter Stimme, „warum peinigst Du Dich so? Das kann Gott nicht wollen! Hast Du eine Sünde gethan, sie kann nicht so groß sein als die Strafe, die Du Dir auferlegst!“

Ueber das Antlitz des Wehrwolfs zog sich ein spöttisches Lächeln.

„Nicht so groß!“ sprach er. „Höre, Jüngling, da mein Tod mir nahe bevorsteht, und Du doch nicht im Stande bist, Deinen Wohlthäter zu verrathen; so höre, ich werde Dir sagen, worin mein Vergehen besteht. — Du hast in dem Buche, das ich Dir gab, gelesen, wie Kain seinen Bruder Abel ermordete und wie Gott ihn in seinen Nachkommen verfluchte? Nun, mein Sohn, der Wehrwolf hat auch seinen Bruder ermordet und Gott hat ihn auch verflucht bis in seinen Tod. Siehst Du dort das Schwert? Damit zerspaltete ich das Haupt meines Bruders; da auf diesem Koller klebt sein unschuldig Blut! Die Flecken sind das Blut meines Bruders!“

Eine lange Stille folgte diesen Worten. Bald aber richtete der Wehrwolf seine Blicke wieder auf den verwunderten Bernhard und fuhr in unterbrochener Rede fort:

„Mein Sohn, ich will Dir mit kurzen Worten mein Vergehen erzählen; diese Geschichte ist vielleicht die letzte Unterweisung, die ich Dir geben kann. — Ich hatte einen Bruder, wir liebten einander feurig nach dem Gebote unserer verstorbenen Eltern. Wir hatten auch eine Schwester, deren Gesichtszüge wenig von den Deinen verschieden waren, darum ergötzt mich Dein Anblick. Lange lebten wir in Frieden und in Freuden, aber eine Frau brachte einen Liebesneid zwischen uns. Ich liebte diese Frau mit feuriger Inbrunst, mein Bruder liebte sie nicht minder; aber er war schöner, als ich, und schien wieder geliebt zu werden. Die Eifersucht verzehrte mein Innres wie ein schleichend Gift, doch sie konnte die Bruderliebe nicht überwinden; ich zog mich zurück und litt im Stillen. Einsmals als ich von dieser Frau mit meinem Bruder und einem alten Diener zurückkam, begann er mich zu verhöhnen über meine unglückliche Liebe. Ein wildes Feuer flammte in meiner Brust auf; — er höhnte mich noch mehr! — Die Wuth machte mich blind; meine Hand griff wider meinen Willen an das Schwert, das an dem Sattel meines Pferdes hing; ich schlug zu und spaltete das Haupt meines Bruders, — seine Leiche fiel zu Boden; dann sprang ich jammernd vom Pferde, warf mich über den Leichnam meines Bruders und begann ihn zu rufen; Blut sprizte auf mein Koller, ich riß mir die Haare aus, doch die Leiche blieb stumm."

Hier holte der Wehrwolf etwas Athem. Bernhards Augen starrten bewegungslos vor sich hin; er zitterte sichtlich und seine ganze Haltung verrieth eine sonderbare Ungeduld, den weiteren Verlauf der Geschichte zu hören. Gewiß, seine Rührung verbarg gleichfalls ein Geheimniß.

Der Wehrwolf fuhr fort:

„Lange durfte ich bei der Leiche meines Bruders das Vergehen nicht beweinen; eiligst kam der alte Diener mit einem Reisesack herbeigelaufen und band diesen auf mein Pferd. Dann zog er mich von der Leiche weg, zwang mich mit unwiderstehlicher Gewalt, zu Pferd zu sitzen,

und gab mir zu verstehen, daß ich flüchten müsse, wenn mein Haus nicht mit ewiger Schande befleckt werden solle. Blind und bewußtlos gab ich meinem Pferde die Sporen und ließ es die ganze Nacht laufen .... Zwei Jahre lang irrte ich in fremden Landen umher; nach dieser Zeit beichtete ich einem Priester. Dieser legte mir als Strafe auf, mein ganzes Leben in Einsamkeit und Bußübungen zu verbringen. Ich habe dazu diesen Wald gewählt. Ein Wehrwolf bin ich nicht, mein Sohn; aber um mein Geheimniß sicherer zu bewahren, habe ich diesen Namen, den mir die Bauern gaben, angenommen und behalten! Nun kennst Du Deinen Wohlthäter!"

Man sah deutlich, daß Bernhard sprechen wollte, doch so groß war sein Erstaunen, daß er keine Worte finden konnte; endlich wurde seine Brust frei und er rief wie wahnsinnig:

„Abulfaragus! Aleidis! Arnold! o Meister, Du bist kein Mörder, und Dein Name ist Hugo von Craenhove!"

Unmöglich wäre es, den Ausdruck von Hugos Gesicht zu beschreiben. Seine Augen flammten auf und sein Haupt beugte sich herab zu Bernhard, als ob er ihn um Aufklärung bitte.

Der Jüngling rief auf's Neue:

„Nein, Hugo, Du bist kein Mörder; Dein Bruder lebt!"

Mit lautem Schrei und einem Strom von Thränen fiel Hugo von seinem Bette, kroch bis zu Bernhard hin, faßte seine Hand und seufzte:

„Was sagst Du? ich habe meinen Bruder nicht ermordet? Ich bin kein Mörder? Er lebt? Du hast ihn lebend gesehen nach jener schrecklichen Nacht? O Gott, dürft' ich es glauben! Aber Du irrst; ich habe ihn ermordet — dort klebt ja noch sein Blut? Sprich, sprich um Gotteswillen!"

„Nein, nein, Meister," rief Bernhard, ich irre nicht. Arnold von Craenhove lebt, sage ich Dir. Er selbst gab

mir die süße Aleidis zur Schwester! Ich habe acht Jahre meines Lebens auf dem Laternenhofe zugebracht, und ich kenne die Geschichte jener schrecklichen Nacht.

„Der Schlag, den Du Deinem Bruder beibrachtest, hast ihn nicht getödtet. Nichts hat er davon behalten, als eine tiefe Narbe, die er auf der Stirne trägt. Jetzt erst verstehe ich, warum Abulfaragus mich verbannte, nur um Dich zu Deinem Bruder Arnold, meinem Herrn, zurückzubringen."

Nun zweifelte Hugo nicht mehr an der Wahrheit von Bernhards Worten. Er warf sich vor dem Kreuze nieder, und begann mit lauter Stimme ein Dankgebet zu Gott. Als er aufstand, schwebte das Lächeln der Seligkeit auf seinem Antlitze und er wiederholte mit unsagbarer Freude:

„Ach! ich bin kein Mörder, kein Mörder!"

Dann setzte er sich abgemattet auf den Rand des Bettes, während die Thränen des Glückes über seine Wangen strömten.

Eine Zeitlang hatte Bernhard sein Antlitz mit der Hand bedeckt, wie Jemand, der in tiefes Nachdenken versunken ist. Nach einigen Augenblicken näherte er sich Hugo und sprach:

„Herr, der gnädige Gott hat mich für einige Zeit unglücklich gemacht, um mich als Werkzeug seiner Beschlüsse zu benützen; meine Sache ist beinahe vollbracht. — Nun muß ich nach Abulfaragus' Prophezeiung eiligst nach dem Laternenhofe zurück, um das Leiden Deines Bruders Arnold in Seligkeit zu wandeln."

Ein trauriges Gefühl verdüsterte Hugos Gesicht.

„Mein Bruder!" sagte er nachdenklich, „mein Bruder! sollte ich vor ihm erscheinen dürfen? Wird er mich nicht mit Vorwürfen überschütten? Und doch, o Gott, ich muß ihn sehen, ihn um Vergebung bitten, einen Bruderkuß auf meiner Wange fühlen, meine Schwester Aleidis umarmen — und dann, dann sterben, sterben unter dem

Schatten der Thürme meines väterlichen Schlosses . . . o Seligkeit!"

„Dein Bruder," fiel ihm Bernhard in die Rede wird Dich wie einen Engel empfangen, der ihm die Vergebung vom Herrn bringt. Er hat gelitten, wie Du; auch er ist abgemagert, auch er beugt sein Haupt unter der Reue. Wissen, daß Du lebst, und daß er durch seine Spöttereien Deinen Tod nicht verursacht hat! o das wird ihm wieder Kraft geben; er wird mich segnen, wie seinen Erlöser, glaub' es, Meister."

Nochmals folgte auf diese Worte ein tiefes Stillschweigen, nach welchem sich Graf Hugo aufrichtete, und dann die Hand Bernhards ergreifend, bittend zu ihm sagte:

„Mein guter Sohn, Du wirst Dich vielleicht über die Bitte wundern, die ich nun an Dich richten will; es ist vielleicht der letzte Dienst, den Du mir erweisen kannst."

„Alles, alles!" rief Bernhard. „Sprich, ich habe noch nichts gethan für den Wohlthäter, der mich lesen lehrte!"

„Nun, Jüngling, ich will mit Dir nach dem Laternenhofe gehen. Wirst Du den Muth und die Kraft haben, meine matten Glieder dorthin zu führen?"

„Du bist so schwach, Meister," seufzte Bernhard. „Es ist zwei volle Stunden von hier entfernt! Werden Dir nicht die Kräfte schwinden? — Wenn Du hier bleibst, werde ich noch diesen Abend mit einem Wagen zurückkommen, um Dich zu holen."

„Meine Ungeduld ist zu groß," antwortete Hugo, „und dazu, mein Sohn, verstehst Du nicht, es würden Diener und Waffenknechte mit dem Wagen zurückkommen So will ich nicht wiederkehren!"

„Verfüge über mich," sprach Bernhard, „ich bin bereit!"

Graf Hugo drückte dankbar die Hand des Jünglings und sagte:

„Mein Sohn, diese Wohnung des Wehrwolfs darf nicht als ein Zeuge seiner trüben Geschichte stehen bleiben. Nimm ein Theil Moos und Blätter aus dem Bette, reiße die Aeste aus dem Boden, lege sie darauf und auch das Lesepult dazu.“

Als dies gethan war, faßte Hugo das blutige Koller und stellte dasselbe auf den Haufen.

Bernhard gehorchte, ohne zu sprechen, obwohl sich eine große Verwunderung auf seinem Gesichte malte. Er legte das Kreuz in einiger Entfernung nieder und ging in die Hütte zurück. Da fand er Hugo damit beschäftigt, vermittelst eines Kiesel, den er an sein Schwert schlug, Feuerfunken auf etwas Wolle fallen zu machen. Da erst begriff Bernhard seine Absicht. Er lief eilig zu dem großen Buche und nahm es unter den Arm, als einen Freund, den er aus dem Brande retten wollte. Zu dem Reisesack tretend, fragte er:

„Meister, dies Geld?“

„Willst Du davon nehmen?“ antwortete Hugo, „so thue es.“

Bernhard nahm zwei von den Goldstücken und steckte sie zu dem kleinen Buch in seinen Sack! Nach seinem Gesichte zu urtheilen, nahm er das Geld nicht ohne Absicht.

Plötzlich faßte die Wolle Feuer und flammte bei Hugos Blasen wild auf. Dieser nahm Bernhards Hand, führte ihn zur Hütte hinaus, hieß ihn das Kreuz nehmen und ging mit ihm bis unter den Eichbaum. Als sie sich umkehrten, sahen sie Rauchwolken über der Hütte aufsteigen; bald zerbrachen die Flammen das Dach und umringten in einem Augenblick des Wehrwolfs Aufenthalt.

„Nun, mein Kind,“ sagte Hugo, „beten wir noch einmal in diesem Wald zu Gott.“

Dies sagend, kniete er langsam nieder, und hob seine

Hände in die Höhe. Bernhard that ebenso und, währe[nd] das Feuer die Hütte verzehrte, sandten beide in der Stil[le] der Natur ein Gebet aus tiefem Herzen zu Gott, u[nd] sagten ein feurig Lebewohl der Einsamkeit, die der Weh[r]wolf so lange mit Thränen befeuchtet hatte. Nachdem d[ie] Hütte eingestürzt war, standen sie auf, stellten das hölzern[e] Kreuz als Denkzeichen vor den Eichbaum und schluge[n] langsamen Schrittes den Fußpfad ein. Etwas späte[r] waren sie auf der Haide.

Graf Hugo hatte zu viel auf seine Kräfte gebaut[;] kaum hatte er den Wald verlassen, als seine Füße erstarr[]ten und er eine große Abmattung in allen seinen Gliedern fühlte; er setzte sich nieder und ließ traurig den Kop[f] sinken. Bernhard brach indeß den Ast einer Eiche a[b,] um sich als Gehstock desselben zu bedienen und kam dan[n] zu Hugo zurück.

„Habe Muth, Herr," sprach er, „ich werde Dich unte[r]stützen, Dich tragen, wenn ich kann. Wir werden langsa[m] fortgehen; habe nur Muth!"

Indessen half er dem schwachen Hugo sich aufrichten[;] er legte die Schulter unter seinen Arm, damit er darau[f] ruhen könnte. So gingen die zwei Reisenden langsam un[d] wankend über die Haide und unterbrachen ihre Wanderun[g] durch wiederholtes Ausruhen.

Lange Zeit herrschte ein peinliches Schweigen zwische[n] beiden; doch begannen sie nach und nach ein tröstende[s] Gespräch. Ohne Zweifel erzählte Bernhard die Geschicht[e] seines wechselvollen Lebens; denn während der Rede er[]glänzten seine Augen oft von dem Feuer der Freude[,] Aleidis Name erklang unter den einsamen Bäumen, un[d] gewiß hörten die stillen Felder das Bekenntniß seiner ge[]heimsten Gefühle. Wie sehr auch Hugo gegen die Er[]müdung rang, so lächelte er doch bei dem Gedanken a[n] die adlige Geburt seines jugendlichen Begleiters und ver[]muthete, daß eine gegenseitige Zuneigung Bernhard un[d] Aleidis verband. Die Erzählung des Jünglings überzeug[t]

ihn, daß Arnold seine Spötterei bereue und ihn trotz der tödtlichen Wunde, die er ihm beigebracht, noch liebe. Diese trostreiche Versicherung schenkte ihm etwas mehr Lebenskraft; er kämpfte muthig gegen die Lahmheit seiner Füße und gelangte so, etwa um zwei Uhr Nachmittags, mit Bernhard in einen kleinen Wald bei Wyneghem.

Hier versagten ihm seine Kräfte; er sank an einem Baume wie leblos nieder; — und doch hatte sein Antlitz noch einen seligen Ausdruck: seine Augen waren lebendig, seine hohlen Wangen durch die Ermüdung gefärbt. — Sein Herz war mächtiger, als sein Körper und die Hoffnung, nach kurzer Ruhe seine Reise fortsetzen zu können, hielt ihn aufrecht.

Bernhard war tief bekümmert und besorgt; er sah ängstlich umher, ob er nichts fände, das als Kissen für Hugo dienen könnte. Als er dieß nicht fand, streckte er sich auf der Erde aus und unterstützte Hugo mit seinem eignen Körper.

Kein Seufzer wurde gehört, keine Bewegung verrieth Leben in diesen zwei ausgestreckt Daliegenden, bis nach einer halben Stunde Graf Hugo zu Bernhard sagte:

„Mein Sohn, ich habe Durst."

Der Jüngling legte das Haupt Hugos auf das Moos, stand auf und antwortete:

„Ruhe, Herr, ich will nach Trinken gehen. Wirst Du den Durst ertragen, bis ich wiederkomme?"

„Ich werde noch so lange ruhen," seufzte Hugo. Bernhard, dieß hörend, ging durch die Bäume, aber sobald er Hugo aus dem Gesichte war, lief er aus aller Macht nach dem Dorfe Wyneghem. Hier tauschte er eines seiner Goldstücke gegen einen Krug Bier, gesottenes Fleisch, Brod und Butter aus. Beladen mit diesem Vorrath, kehrte er zu Hugo zurück. Dieser saß aufgerichtet an dem Baume und schien von seiner Ermüdung hergestellt. Er aß und trank, was ihm Bernhard anbot und erfreute seinen Freund durch den wieder gewonnenen Muth.

Rasch nahm Bernhard Buch und Stock auf; Hugo stützte sich wieder auf seine Schulter und sie verließen den Ruheplatz, um ihre Reise fortzusetzen.

Zwei Stunden, ehe die Sonne hinabsank, sahen sie endlich die Thürme des Laternenhofs. Beide waren vom selben Gefühle ergriffen und ihre Pulse jagten wilder, ein leichtes Zittern machte sie beben und ihre Augen ruhten auf der Ferne, ohne daß ein Wort ihre Gefühle ausdrückte.

Man sollte glauben, ihre Schritte hätten sich verdoppelt, und eine heftige Ungeduld sie mit größerer Eile fortgetrieben? Es geschah das Gegentheil; sie sanken beide zur Erde und verblieben einige Zeit in dieser Betrachtung des Laternenhofes, während die Thränen aus ihren Augen perlten.

Hugo begann zu sprechen:

„O mein Sohn, könntest Du sehen, was in meinem Herzen vor sich geht! Welche Freude mich durchbebt! Da sind sie, die Thürme des väterlichen Schlosses! Nach dreizehn Jahren des Leidens, nachdem ich dreizehn Jahre als Mörder die Schlangen der Reue meinen Busen durchwühlen fühlte, sehe ich sie wieder, ohne ein Mörder zu sein! Das Laub der Bäume, die meine Kinderspiele beschatteten, wird noch einmal den alten Hugo begrüßen. Ich gedenke der Erinnerungen meiner Voreltern, werde meinen Bruder Arnold und meine Aleidis, meinen getreuen Abulfaragus umarmen . . . . . o der gnädige Gott schenke mir noch einige Tage Leben . . . . und dann — dann werde ich dankbar und freudig. . . . .“

Ein sonderbarer Schrei Bernhards unterbrach seine Rede.

„Sieh!“ Sieh!“ rief der Jüngling, während er in die Ferne deutete, „sieh unter den Bäumen dort einen alten Mann, der Kräuter pflückt! Er ist es, ja!“

Ehe Hugo sehen konnte, was ihm Bernhard zeigte, war dieser rasch aufgesprungen und lief unter den Bäumen hin,

bis zu einem alten Manne. Hugo, ohne ihn von der Ferne erkennen zu können, sah, wie er Bernhard dreimal umarmte und ihn feurig küßte. Nach dieser Begrüßung kamen sie eiligst zu dem Platze gelaufen, wo Hugo war und jetzt, als sie sich ihm näherten, erkannte er erst seinen treuen Abulfaragus. Er stund auf und fiel mit einem Freudenschrei in die Arme des Wahrsagers. Dieser konnte vor innerer Bewegung nicht sprechen und was auch sein Mund sagen wollte, es war unverständlich. Er fiel nieder auf das Gras und vergoß einen Strom von Thränen. Indeß hatte sich Hugo an seiner Seite niedergesetzt und eine seiner Hände gefaßt, Bernhard saß auf der andern Seite in derselben Haltung. Nach einigen Augenblicken trocknete Abulfaragus seine Thränen und betrachtete mit liebevollem Ausdruck das Antlitz Hugos und rief zum Himmel:

„Dank, Dank, o Gott, daß ich ihn noch sehe, ehe ich sterbe!"

Und dann Hugo wieder betrachtend, sagte er:

„Du bist krank und schwach, Herr, aber glaube nicht, daß Du dem Tode verfallen. Muth und Hoffnung, Graf Hugo, Glück und Friede erwartet uns Alle."

„So ist es denn wahr, Abulfaragus, daß Arnold, mein Bruder, mich nicht haßt?"

„Dich hassen!" antwortete Abulfaragus verwundert, „Dich hassen, Graf Hugo. Dein Gesicht sagt mir, wie sehr Du gelitten; aber ich kann nicht glauben, daß Arnolds Leben weniger bitter war, als das Deine. Du glaubtest Deinen Bruder ermordet zu haben; Arnold glaubte durch seine Spötterei nicht allein die Schuld des Verbrechens, sondern auch eines Selbstmords auf sich geladen zu haben. Nach zwei Jahren vergeblichen Umherirrens ohne eine Spur von Dir zu entdecken, hat er sich im Laternenhofe vergraben, in der Ueberzeugung, Du werdest Dich selbst umgebracht haben. Bedenke, wie schmerzlich ihn dieß gequält! Du bist matt und erschöpft, er ist es noch mehr; — wirst Du Dich

freuen, ihn wiederzusehen, er wird vielleicht, wenn er Dich zum erstenmale sieht, wahnsinnig werden."

„Wohlan, gehen wir zu ihm!" rief Hugo aufstehend. „Laßt mich ihn sehen und Vergebung von ihm erbitten!"

„Herr Graf!" sprach Abulfaragus rasch, „es darf noch nicht sein. Es würde vielleicht Deinen Bruder tödten, wenn Du so plötzlich vor ihm erschienest. Ueberdieß weißt Du: wir haben alle einen schönen Theil unseres Lebens in Thränen und Schmerzen verlebt, um dieß schreckliche Geheimniß zu bewahren. Es darf nicht entdeckt werden. Wenn Graf Hugo von Craenhove bei Tage in diesem armseligen Gewande in das Thor des Laternenhofes träte, mußten die Diener und Waffenknechte nicht auf die Lösung des Räthsels hingewiesen sein und würden sie diese nicht finden! Bleibe hier bis zum Abend; ich werde nach dem Schlosse zurückgehen und Befehl geben, daß keine Seele es verlasse. Indessen werde ich Dir Aleidis senden und selbst in einiger Zeit wieder kommen, Dich zu holen. Bis dahin Geduld; es sind nur noch einige Augenblicke zu den dreizehn Jahren gefügt, das letzte Opfer für die Ehre Deines Hauses!"

Dieß sagend, drückte er die Hand des Grafen und schritt eilig dem Laternenhofe zu.

Erfüllt von Freude und Hoffnung, begann Hugo mit Bernhard ein freundliches Gespräch, das ihnen die Zeit verkürzte.

Plötzlich sahen sie von Ferne eine Edeldame sich ihnen nähern. Sie war groß von Gestalt, in schwarzes Gewand gekleidet und ihr Kopf mit einem durchsichtigen Schleier bedeckt. Obwohl Bernhard diese Dame nicht erkannte, so folgte er doch der Eingebung seines Herzens, sprang vom Grase auf und lief ihr entgegen mit den Worten:

„Schwester, liebe Schwester! Aleidis! Aleidis!"

Zu einer Umarmung bereit, näherte er sich ihr; doch als er nur noch wenig von ihr entfernt war, blieb er, wie

vom Schlage getroffen, plötzlich stehen; er ließ seine Arme fallen und begann zu weinen, während er verschämt und verlegen seine Augen zu Boden senkte. Armer Bernhard, er hatte geglaubt, seine Schwester Aleidis zu finden und nun fand er ein stattliches Fräulein, von bezaubernder Schönheit, die ihn ohne alle Theilnahme anblickte; das Roth der Scham hatte bei dem ersten Anblick ihre alabasterne Stirne gefärbt. Dann fühlte Bernhard erst, daß er grobe und beschmutzte Kleider trug, daß sein Haar verwirrt und sein Antlitz blaß war, da er die letzte Nacht unter bloßem Himmel zugebracht. Die Verzweiflung senkte sich in seine Brust und in diesem Augenblicke wurde er erst vielleicht gewahr, daß ein anderes Gefühl, als Bruderliebe, in seinem Herzen gewurzelt hatte.

Die Liebe muß bis ins Innerste des Herzens dessen sehen, den man liebt; denn Aleidis begriff mit einem Blicke, was der Jüngling fühlte. Sie warf ihren Schleier auf die Schulter zurück, betrachtete Bernhard lang und liebevoll und statt ihn mit dem brüderlichen Namen Bernhard anzureden, sagte sie mit silberklarer Stimme:

„Burggraf von Reedale, schmerzt Dich der Anblick Deiner Schwester?"

Der Jüngling erhob das Haupt und dankte durch ein Lächeln für die tröstenden Worte; während er in Verzweiflung sein Auge auf ihr ruhen ließ, sprach sie mit noch freundlicherer Stimme:

„Bernhard, ich habe an Dich allein während der ganzen Trennung gedacht; und Du, hast Du Aleidis nicht vergessen?"

„Vergessen, o mein Gott!" rief er, „Dich vergessen, Aleidis? Sprich keine solchen Worte, während mein Herz bei dem Wiedersehen meiner Schwester und Freundin zerschmilzt?"

Und er ergriff ihre Hand, und netzte sie mit Thränen der Freude und Dankbarkeit.

Hand in Hand und zitternd vor Rührung nahten sich

Hugo. Nun begann ein ergreifend Schauspiel der Geschwisterliebe, bis Aleidis endlich sich sprachlos neben Hugo gesetzt hatte, ihren Arm um seinen Hals geschlungen, und ihr blaues schönes Auge auf ihn gerichtet. Bernhard und Aleidis warfen sich Blicke der feurigsten Liebe zu. — Indeß hatte sich die Sonne am Horizonte hinabgesenkt, und es begann zu dunkeln. Da kam Abulfaragus aus der Ferne wieder zu ihnen.

Sobald Bernhard den alten Mann sah, flog er ihm entgegen und umarmte ihn heftig und rief:

„O habe Dank, habe Dank, edelmüthiger Abulfaragus! Du hast für mich gethan, was ein Vater für seinen Sohn thut. Da hast mir eine reine, liebevolle . . . . Schwester bewahrt. Der Himmel verlängere Deine Tage und gebe Dir eine selige Sterbestunde . . . ."

Lachend klopfte Abulfaragus auf Bernhards Schultern und antwortete mit heiterer Miene:

„Siehst Du, Junker, was Dir nun Freude macht, konnte früher das Unglück eines durchlauchtigen Hauses und Dein Schaden werden. Abulfaragus hat Dich nicht ohne Grund verfolgt und verbannt. Nun ist keine Gefahr mehr, mein überglücklicher Sohn; ich habe Dir nicht allein eine Schwester bewahrt . . .

Und leise fügte er hinzu:

„Denn der Küster von Deurne hat den Befehl bekommen, die Kirche zur feierlichen Hochzeit schön zu verzieren. Kennst Du den Bräutigam?"

Mit diesen Worten ließ er den erstaunten Bernhard in Gedanken stehen, und ging zu Hugo; er gab ihm Auskunft über den Zustand seines Bruders und kündigte den Aufbruch an, sobald er sah, daß es dunkel genug war, um ihre Ankunft auf dem Schlosse zu verbergen. Während des kurzen Ganges sprach Niemand; alle in der Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Hugo bebte auf seinen ermatteten Füßen; sein Athem wurde kürzer, sein

Herz pochte immer heftiger. — Er wollte vor seinem Bruder erscheinen, den er beinahe ermordet hatte.

Endlich schritten sie über die Brücke und kamen in das Schloß; hier konnte sich Hugo nicht mehr stehend erhalten, — er bat um Unterstützung. Bernhard bot ihm seine rechte Schulter, Aleidis die linke, und so nahten sie sich langsam der Thüre von Arnolds Zimmer. Kaum war sie geöffnet, als zwei Stimmen riefen:

„Arnold! Hugo! Vergebung! Vergebung!"

Und die beiden Brüder flogen weinend einander in die Arme. Ein langer Kuß, einige unverständliche Worte, und dann — dann sanken die Leichname der beiden Brüder zu Boden.

Als sie sich so umschlossen hielten, glaubten die Umstehenden, das Uebermaß von Freude habe sie ohnmächtig gemacht. Abulfaragus aber schrie laut auf, daß das ganze Schloß davon erdröhnte und warf sich auf die Leichen.

Dreizehn Jahre Leiden hatten ihr Leben nicht brechen können! — Ein einziger Augenblick der Freude hatte es gethan! — Sie waren todt .... Und ihre Seelen hatten zusammen die Reise zu Gottes Richterstuhl angetreten.

Wenn Jemand zehn Jahre später in das einsame Schloß einen Blick warf, würde er nichts an den Gebäuden des Laternenhofes verändert gefunden haben. Doch hätte er Abends unter den schattenreichen Bäumen einer der Festungsmauern lustwandeln können, so würde er ein kleines Gebüsch entdeckt haben, und in seiner Mitte einen Grabstein, mit der einfachen Ueberschrift:

D. O. M.
Walter von Craenhove
und
seine Gemahlin
Maria
und ihre Kinder
Hugo und Arnold.

—

Gott sei ihren Seelen gnädig.

Vor diesem Grabstein hätte er fünf Personen erblickt: Einen Greis, der schon hundert Jahre alt zu sein schien; ein Mann mit blonden Haaren und blauen Augen; eine außerordentlich schöne Frau mit blonden Haaren und blauen Augen und zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, beide mit Haar und Augen von derselben Farbe, wie ihr Vater Bernhard und ihre Mutter, Aleidis.

Geschichte des Abulfaragus.

I.

An einem Winterabend des Jahres 1374 waren die vornehmsten Bewohner des Laternenhofes in dem großen Saale des Schlosses.

Der achtzigjährige Abulfaragus saß in einen bequemen Lehnstuhl am Feuer, und blickte sprachlos in die tanzenden Flammen; neben ihm auf einem Bänkchen saß ein kleiner Junge von ungefähr fünf Jahren, der seinen Kopf auf die Kniee des alten Mannes gelegt, selig eingeschlafen war. Etwas entfernter an einem schweren eichenen Tische befand sich die schöne Aleidis von Craenhove mit einem Töchterchen auf dem Schooße, mit ihrem Gemahle, dem Burggrafen von Reedale sprechend.

Draußen mußte ein schrecklich Wetter sein, denn die Fensterscheiben klirrten entsetzlich in ihrem Blei, und der Wind schlug so heftig daran, daß die bange Aleidis mehr als einmal mit ängstlichem Blicke sich umwandte. Noch schrecklicher war das Wüthen des Sturmes in dem Kamine, das Zurückschlagen der Flammen von seinem gewaltigen Athem, sein ächzendes Pfeifen um die Thurmspitzen und das Kreischen der wirbelnden Wetterhähne.

Peinliche Phantasieen stiegen in den Herzen Bernhards und Abulfaragus auf; nicht weil sie etwas fürchteten oder zu fürchten hatten, sondern das Unwetter übte seinen natürlichen Einfluß auf sie aus. Aleidis hatte eine unerklärliche Angst ergriffen: die donnernde Stimme des Orkans und die klagenden Töne des Windes erschütterte ihr feinfühliges Wesen und machte sie auf ihrem Sessel beben.

Die Blässe ihres Gesichtes erschreckte ihren Gatten, der große Mühe hatte, durch freundliche Worte ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, aber es wollte ihm nicht gelingen. Er litt fühlbar bei der Angst seiner Aleidis und auch auf seinem Antlitz malte sich für einige Augenblicke die bange Sorge.

Plötzlich lief ein Lächeln um seinen Mund, als ob ein glücklicher Gedanke über ihn gekommen wäre, und sich an Abulfaragus wendend, sagte er:

„Abulfaragus, mein alter Freund, ist es recht, wenn ein Mensch sich Kummer macht, wenn er nicht unglücklich ist?"

„Nein, Meister," antwortete der Greis ohne aufzusehen, „es gibt der Schmerzen schon zu viele im Menschenleben; aber der Mensch, so innig verwandt mit der Natur, wird leicht verdüstert, wenn der Himmel mit Sturmwolken umnebelt ist."

Abulfaragus' hohle Stimme erschreckte Bernhard sehr, und vertrieb ihm den Gedanken, der ihn hatte lächeln machen.

Er fragte:

„Sagt Dir diese Stunde etwas Betrübendes, Abulfaragus, daß Deine Worte den Ton des Schmerzes haben?"

Der Greis blickte Bernhard an und sprach in noch düstererem Tone:

„Das Unwetter, Meister, hat eine unbegreifliche Macht über den Geist des Menschen; es nöthigt uns, in unser Inneres zurückzukehren; es frischt die Erinnerung auf,

entrollt die Bilder der fernsten Vergangenheit und zeigt dem Menschen, was das Schrecklichste in seinem Leben war. Deßhalb umnebelt es den Geist."

„Wirklich," rief Bernhard, „es ist so! Auch ich habe mich seit einer halben Stunde der schrecklichsten Augenblicke meines Lebens erinnert. — Geliebte Aleidis, wer könnte Dir sagen, was ich gelitten, als mich das Schicksal so plötzlich von Dir trennte! Das Unwetter ließ es mich so eben noch einmal fühlen."

Sei es nun, daß die Edelfrau die Liebe, die aus den Worten ihres Gatten blickte, belohnen wollte, oder sei es, daß sie durch das Gespräch für das Wüthen des Sturmes taub geworden, — sie lächelte und drückte Bernhards Hand. Dieser fragte den Greis:

„Aber Du, Abulfaragus, den ein schwerer Schmerz niederzudrücken scheint, woran denkst Du?"

„Ich?" seufzte der alte Mann, „ich denke an meinen Vater, meine Mutter und meine Schwester."

„An Deinen Vater und Deine Mutter!" riefen Bernhart und Aleidis zugleich. „Du hast uns immer gesagt, Du habest sie nicht gekannt."

„Ich hielt es nicht für rathsam, Dich zu betrüben durch die Erzählung ihres schrecklichen Unglücks und auch jetzt bitte ich Euch, mich nicht darum zu fragen; es würde Euch zu sehr schmerzen und angreifen."

„Und wäre dem auch so," antwortete Bernhard, „es wird uns diesen Abend einen ernsten Zeitvertreib gewähren. Wir werden Thränen vergießen über das Schicksal Deiner Aeltern; aber Thränen des Mitleids sind süß und erleichtern den Geist. Nicht wahr, Aleidis?"

„Gewiß, Abulfaragus," sagte die Edelfrau, „Du hast meine Neugierde rege gemacht und wie schrecklich auch Deine Erzählung sein mag, bitte ich doch darum. Ich wünsche zu wissen, was das Loos der Aeltern unsres Freundes war."

„Ihr Loos, Edelfrau?" rief Abulfaragus mit bebender

Stimme, „das Loos meines Vaters: Zerrissen von Wölfen! Ist das nicht schrecklich genug?“

„O Gott!“ seufzte Aleidis, „welch' schrecklich Geheimniß hast Du uns verschwiegen!“

„Nicht wahr,“ erwiederte Abulfaragus, „solche Erinnerungen sind zu bitter, um mitgetheilt zu werden? Es ist besser, daß ich sie noch in meiner Brust verschlossen halte.“

„O nein,“ fiel Aleidis ein, „erzähle uns Deine Geschichte. Du hast es uns schon so manchmal versprochen, und jetzt gerade haben wir einen langen Abend, um Dir zuzuhören.“

Bernhard bat gleichfalls, bis sich Abulfaragus entschloß, ihnen die Geschichte seines Lebens zu erzählen. Er begann also:

Noch im Jahre 1308 wohnte zu Damaskus ein jüdischer Arzt, mit Namen Abel Farach, der von den Arabern allerlei Wissenschaft gelernt hatte, und um seiner außerordentlichen Kenntnisse willen in ganz Syrien allgemein bekannt und geachtet war. Mam kam zu ihm aus Aleppo, Jerusalem und Bagdad; ja selbst die Einwohner von Skanderon und Bassora unternahmen gefährliche Reisen, um sich Rathes bei ihm zu erholen. Dieser Abel Farach war mein Vater.

Ich erinnere mich noch, daß wir ein prächtig Haus bewohnten, hinter welchem ein breiter Hof war, worin ich mit meiner guten Mutter, Abigaïl, und meiner jüngern Schwester, Rebekka, täglich spielte. Wir hatten Sclaven und Diener in großer Anzahl und jedermann, er sei Jude, Christ oder Sarazene, ehrte uns.

Ungefähr um diese Zeit unternahmen die christlichen Edelleute, welche man Ritter von St. Johann zu Jerusalem nannte, Kreuzzüge gegen die Sarazenen, und kamen mit einer Flotte vor die Insel Rhodus, um sie den Mo-

hamedanern zu entreißen. Ohne daß ich die Gründe davon weiß, verbreitete sich plötzlich das Gerücht unter den Sarazenen, die Christen und Juden stehen in geheimer Verbindung mit dem europäischen Lager, und seien bereit, ihnen durch Verrath die Städte von Syrien zu überliefern. Alle Bewohner von Jerusalem, die nicht an Mohammet glaubten, wurden ermordet; zu Aleppo strömte das Blut der Juden und Christen noch entsetzlicher und schon begann man in den Straßen von Damaskus einander aufzufordern, das Vorbild der andern Städte von Syrien nachzuahmen.

Am Abende dieses Tages saß ich mit meiner Mutter und Schwester auf dem platten Dache unseres Hauses; ich war ungefähr zehn und meine Schwester sieben Jahre alt. Deßhalb achteten wir noch nicht auf den Trübsinn meiner Mutter, dessen Ursache wir nicht begriffen. Wir athmeten spielend die Balsamdüfte, die uns der Wind aus der Wüste zuführte und zeigten einander die schönsten Sterne des Himmels; als wir plötzlich, unten an unserem Hause, im Hofe einen Mann sahen, der heimlich ein Pferd und einen Dromedar fortzog und diese Thiere zu verbergen suchte. Darauf wurde die Hausthüre unserer Wohnung, wie mit Gewalt geöffnet und wieder geschlossen. Ein kaum merkbarer Schrei entfloh der Brust unserer Mutter, und jetzt erst bemerkten wir, wie sehr sie zitterte.

Mit ängstlicher Eile nahm sie uns bei der Hand und brachte uns sprachlos in den untern Saal, wo mein Vater eben eingetreten war. Sein Gesicht war bleich, und seine Augen starr. Ohne meiner Mutter Zeit zum Sprechen zu lassen, schloß er die Thüre vorsichtig zu und sagte dann mit leiser Stimme:

„Abigaïl, wenn wir hier bleiben bis zum Sonnenaufgang, werden die ersten Strahlen unsre Leichen bescheinen. Wir müssen in größter Eile fort: Togrul-Almahadi hat mich versichert, daß die Niedermetzelung der Juden und Christen morgen beginnen wird und daß wir, als die

Reichsten, zuerst unter dem Schwerte fallen werden. — Verlange keine weitere Erklärung von mir; nimm die Kleider einer Sclavin, ziehe sie an, damit man Dich für eine Türkin ansehe; verkleide die Kinder gleichfalls! Ich werde Gold und Perlen, was wir besitzen, zusammenpacken, ein Pferd und ein Dromedar stehen im Hofe bereit. Spute Dich und sage den Sclaven nichts davon, sie würden uns verrathen."

Um Mitternacht zogen wir fort. Unsre Mutter saß auf dem Dromedar und wir, jedes in einer Art von hölzernem Korbe, zu ihrer Seite; mein Vater, zu Pferde und wohl gewaffnet, ritt voraus, um uns den Weg zu zeigen. Die Angst unserer Aeltern mußte groß sein, denn nicht selten begegneten wir Banden von sarazenischen Kriegern; aber wir entkamen ihnen gewöhnlich, oder wußte mein Vater durch seine Worte allen Argwohn ihnen zu benehmen, und sie glauben zu machen, wir seien Sarazenen, die nach Aleppo reisten. Nachdem wir einige Tage und nur des Nachts, unsern Weg fortgesetzt hatten, kamen wir nach Skanderum und von da nach Simta, nicht ferne von Rhodus. Hier glückte es meinem Vater des Nachts insgeheim auf die christliche Flotte zu kommen; er bot seine Dienste an und gab so außerordentliche Beweise seiner ärztlichen Kunst daß die Ritter von St. Johann-zu-Jerusalem sein Anerbieten mit Freude annahmen. Die Nacht darauf kreuzte eine kleine Galeere unter der Seeküste; wir hatten in einem Boote eine halbe Stunde auf sie gewartet, erreichten sie in der Dunkelheit und gingen wohl behalten an Bord des größten Schiffes, wo uns eine bequeme Kajüte als Aufenthaltsort angewiesen wurde.

Die Belagerung von Rhodus dauerte länger als ein Jahr. Täglich fielen blutige Gefechte vor nnd eine große Anzahl Ritter wurden verwundet. Mein Vater rettete ihrer so viele von einem sicheren Tode, daß die Christen ihm mit Dankbarkeit begegneten, und ihn als ihren Wohlthäter betrachteten. Wir hatten ein ziemlich angenehmes

Leben, da unsre Galeere als Krankenhaus benutzt, nie ins Treffen kam und wir die See und ihre Unruhe sehr bald gewöhnt waren.

Auf der Flotte vor Rhodus befand sich ein brabantischer Ritter, der sehr wißbegierig war und mit meinem Vater ein engeres Freundschaftsband geschlossen hatte. Ihre gegenseitige Zuneigung wurde endlich so innig, daß sie einander beinahe nie verließen und oft ganze Nächte bei einander zubrachten, um die Sterne und ihren Lauf zu beobachten. Die Liebe des brabantischen Ritters ging auch auf uns über; mit mir und meiner Schwester Rebekka spielte er ganze Tage auf dem Schiffsverdecke, und machte sich zum Kinde, um uns die Tage auf dem Schiffe zu erheitern.

Meine Mutter liebte uns außerordentlich, auch fühlte sie für den christlichen Ritter eine große Dankbarkeit, da er sich so edelmüthig gegen arme jüdische Flüchtlinge erwies. Von frühster Jugend an hatte man uns die Christen als hassenswerthe und schreckliche Menschen geschildert, man hatte uns tausendmal gesagt, wie sie die Juden verfolgen und ihre ewigen Blutfeinde seien. Das Betragen des brabanter Ritters erregte unsre Dankbarkeit dermaßen, daß wir, wenn wir des Abends mit unserem Vater allein waren, von Niemand als unserem Wohlthäter sprachen; nach und nach begannen wir auch die Religion der Christen zu bewundern; wir sagten uns, welche Tapferkeit und welchen Edelmuth der Glaube an Christus allen diesen Rittern einflöße und wie erhaben die christliche Menschenliebe sei, da sie den brabanter Ritter antrieb, uns, die wir überall verstoßen und ganz ohne Schutz waren, das Leben in ein Paradies von Freundschaft und Bruderliebe umzuschaffen. Zweifelsohne mußte mein Vater oft mit dem christlichen Freunde über Religion sprechen, denn bisweilen, wenn er von ihm zurückkam, sagte er uns, es sei nicht unmöglich, daß der Gekreuzigte der erwartete Messias gewesen. Ja, er gab sich sogar bald Mühe, uns

zu beweisen, daß kein anderer Messias kommen werde, als der Gottmensch der Christen. Diese Beweise waren aber bei uns unnöthig: meine Mutter, meine Schwester und ich, wir waren längst im Innern Christen; seit drei Monden besaßen wir ein Christusbild und beteten im Stillen vor ihm, der Gekreuzigte möge das Leben seines Dieners, des brabanter Ritters, erhalten.

Eines Morgens, als wir in unserer Kajüte gerade beim Frühstücke waren, trat mein Vater ein und setzte sich, ohne zu sprechen, auf einen Sessel. Sein Gesicht leuchtete von Freude und Glück, seine Augen strahlten, sein Mund lächelte: es war, als ob die Sonne, das Verdeck durchbrechend, seine Stirne erhellte.

Nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte, richtete er sich auf und sprach zu uns in feierlichem Tone:

„Abigaïl, Du, die treue Gefährtin meines Lebens, und Ihr, meine Kinder, horchet auf das, was ich Euch sagen werde; aber was mein Mund auch spricht, glaubt nicht, daß ich Euch verpflichten will, meinem Beispiele zu folgen. Komm hieher, Jonathan, mein Sohn, und Du meine Rebekka, daß ich Euch nochmal einen Kuß gebe, ehe ich meinen Entschluß mittheile.“

So sehr uns der freudige Ausdruck meines Vaters beruhigen mußte, so überkam uns doch eine gewisse Angst. Beinahe zitternd empfingen wir den Kuß und mit Thränen in den Augen umarmte meine Mutter den Vater. Wir wußten nicht, was wir zu fürchten oder zu hoffen hatten.

Plötzlich rief mein Vater leidenschaftlich:

„O meine Kinder, es gibt nur einen Messias, — dieser Messias ist Jesus, und ich bin sein Diener! Seine Stimme hat zu meinem Herzen gesprochen, seine Gnade hat mich erfüllt mit Licht und Freude!“

Bei diesen Worten zog er ein silbernes Kreuz unter seinem Gewande hervor, hing es an die Wand auf und sagte:

„Er ist mein Seligmacher und mein Gott.“

Mein Vater erwartete von uns ein Jammern über die Glaubensänderung, denn diese Furcht allein hatte ihn angetrieben, seine Erklärung zu bevorworten; aber er hatte sich zu seiner Freude betrogen. Die Augen meiner Mutter erglänzten plötzlich von demselben Feuer; sie warf sich wie eine Christin knieend vor dem Kreuze nieder; meine Schwester und ich knieten daneben; sie hob ihre Hand in die Höhe und rief zum Gekreuzigten:

„Jesus, Du Sohn Davids, Du bist es, von dem Jesaia gesagt: „Darum wird der Herr Euch ein Zeichen geben, siehe, eine Jungfrau wird empfangen; sie wird einen Sohn gebären, deß Name wird Immanuel sein.“ — Dein Name, o Messias, sei verherrlicht von Allem, was Leben hat. Du bist der Sohn Gottes, Erlöser der Welt! Der Gott meines Gatten und der meine.“

Und wir antworteten freudig: „Amen! Amen!“

Thränen der Rührung und der Freude strömten aus meines Vaters Augen; er kniete hinter uns nieder, umschloß uns mit seinen Armen und betete einige Augenblicke mit leiser Stimme, als ob er den gekreuzigten Erlöser bitte, die Bitte der Seinigen zu erhören. Dann hob er uns Alle auf, umarmte uns mehremale und rief beständig:

„O, wir werden Christen sein!“

Dieser Tag war der schönste unseres Lebens; wir fühlten eine unbeschreibliche Freude und zerschmolzen in Thränen, die uns ein Vorgefühl jener Himmelsseligkeit gaben. Gegen Mittag kam der brabantsche Ritter in unsere Kajüte und theilte unsre Freude; ja er fühlte sich noch mehr gehoben, als wir, da er unsere Bekehrung für das größte Glück hielt, das uns durch seine Freundschaft geworden.

Es brauchte nicht lange, uns die Geheimnisse der neuen Lehre begreifen zu machen: unsre Herzen empfingen die Saat der Lehre Christi mit so viel Eifer, daß wir bald im Stande waren, die heilige Taufe zu empfangen.

Der brabanter Ritter war mein Pathe; andere vornehme Herren die Zeugen meiner Eltern und meiner Schwester.

Am bestimmten Tage kam ein Bischof mit großem Gefolge von Rittern auf unser Schiff, und wir empfingen nach vielen Feierlichkeiten die heilige Taufe. Alle anwesenden Herren wünschten uns Glück, aber besonders erfreut war der brabanter Ritter; er küßte mich wohl hundert Mal und nannte mich seinen Sohn Walter. Dieß war der neue christliche Name, den man mir gegeben; mein Vater hieß Joseph, meine Mutter Susannah und meine Schwester Maria; Abel Farach wurde Abulfaragus.

Während man uns nun von allen Seiten Glück wünschte und der frohe Jubel der Ritter unsere Bekehrung feierte, sahen wir plötzlich unter den Küsten von Rhodus eine große Anzahl türkischer Galeeren in die See stechen und unter lautem Kriegsgeschrei auf uns lossteuern.

Plötzlich lief der Ruf: „zu den Waffen! zu den Waffen!" über die ganze christliche Flotte, jeder Ritter begab sich auf seine Galeere, alles wurde zu einer Seeschlacht fertig gemacht und die christlichen Schiffe fuhren ihren Feinden entgegen. Ich sah das Gefecht nicht, denn man hieß uns ins Schiff gehen; da unsere Galeere nicht dazu bestimmt war, im Kampfe mitzumachen, so hörten wir selbst nicht das mindeste Geräusch.

Nach einer Stunde kam jemand, uns zu sagen, daß die Christen Sieger geblieben und vier türkische Galeeren verbrannt hätten. Wir freuten uns sehr über diese gute Zeitung und dankten dem Herrn im Gebete; als wir plötzlich ein Geräusch von Menschentritten auf dem Verdecke unseres Schiffes hörten; mit ängstlichem Vorgefühl liefen wir die Treppe hinauf und sahen, daß man einen verwundeten Ritter auf unser Schiff brachte.

An den Thränen meines Vaters merkten wir bald, wer es war, den man leblos und verblutet zurückbrachte. Wir schrieen alle laut auf; meine Schwester fiel weinend in die Arme ihrer Mutter. Ich warf mich auf die Kniee neben

den brabantischen Ritter; ich rief ihn bei seinem Namen, küßte seine blauen Lippen und netzte seine bleiche Stirne mit meinen Thränen. Ach, mein Pathe, unser edelmüthiger Wohlthäter hatte in der Schlacht eine tödtliche Wunde empfangen, ein Pfeil war ihm quer durch den Hals gedrungen!

Der Verwundete wurde in das Bett meiner Mutter gelegt; dann ersuchte mein Vater alle Anwesenden, sie möchten ihn allein bei dem brabanter Ritter lassen. Sobald man ihm gehorcht, sprach er zu uns:

„Halten wir ein mit unseren Thränen, damit retten wir ihn nicht. Frauen kniet nieder und betet. Du, Walter, hole schnell Wasser!“

Meine Mutter und Schwester warfen sich knieend vor das Kreuz; ich eilte wie mit Flügeln die Treppe hinunter und kam augenblicklich mit einem gefüllten Krug zurück.

Ohne zu sprechen, begann mein Vater die Wunden zu waschen, und zu untersuchen, ob ein großes Blutgefäß in dem Hals des Verwundeten verletzt sei; die Stirne meines Vaters brannte bei dieser Untersuchung; ich sah, wie er sich in der Verzweiflung die Haare ausriß und wie er endlich entmuthigt niederfiel. Da brach ich in heftige Thränen aus, denn ich konnte nun nicht mehr an dem Tode meines Freundes zweifeln.

Nach einigen Augenblicken erhob mein Vater wieder das Haupt und begann eine neue Untersuchung. Kurze Zeit darauf leuchtete einige Hoffnung auf seinem Gesichte und er sagte mit ruhiger Stimme zu meiner Mutter und Schwester:

„O betet, betet inbrünstig, denn mit Gottes Hülfe wird er genesen!“

Ein Freudenschrei war ihre Antwort und sie senkten ihr Haupt noch tiefer zum Gebet. Den ganzen Nachmittag half ich meinem Vater Salben und Tränke bereiten; wir wachten des Nachts bei dem Leblosen, ängstlich auf jede Bewegung, als ein Lebenszeichen wartend.

Der dritte Tag war für uns ein Tag des Glücks und der Freude: man hörte ihn einen Ton von sich geben und mein Vater hatte gesagt, „er wird leben!"

Von diesem Augenblicke an verbesserte sich der Zustand unseres Wohlthäters; am zwölften Tage konnte er schon seine Augen fest auf uns richten, und durch seine freundlichen Blicke uns für die Sorgfalt lohnen. Vierzig Nächte wachten meine Mutter und Schwester abwechselnd an seinem Bette. Während dieser Zeit hatte sich seine Wunde geschlossen und nach einem Monate bekam er endlich seine vorige Gesundheit wieder. Nun kannte seine Liebe zu uns keine Grenzen mehr. Mein Vater ward ihm ein Bruder und er nannte mich nie anders, als seinen Sohn Walter.

Im Jahre 1310, am 16. Mai, eroberten die Christen die Insel Rhodus und verjagten die Türken. Viele Ritter zogen nun heim und auch wir beschloßen die Flotte zu verlassen, um in Europa eine Heimath zu suchen. Unser Freund forderte uns auf, mit ihm nach Brabant zu ziehen. Wir besaßen wenig in der Welt und bedurften eines Beschützers, überdieß wäre es uns beinahe unmöglich gewesen, von unserem Wohlthäter zu scheiden. Wir nahmen also seinen Vorschlag dankbar an und machten uns auf den Weg, unter dem Geleite Walters von Craenhove. . . ."

„Himmel, mein Vater!" rief Aleidis erstaunt, „Abulfaragus, warum hast Du mir diesen Namen so lange verschwiegen?"

„Edle Frau," antwortete der Greis halb lächelnd, „es war Dein Vater, mein Pathe und der Busenfreund meiner Eltern. Du kannst es nicht glauben, wie ich ihn geliebt, diesen tapfersten aller christlichen Ritter! O das Blut, das durch Deine Adern läuft, ist vom edelsten Blute, das die Sonne in allen drei Welttheilen je erwärmt! Und nannte ich Dir nicht früher schon seinen allzeit theuren Namen, so geschah es nur, weil ich Dich durch die Beschreibung seiner tödtlichen Krankheit nicht betrüben wollte."

Aleidis schwieg, aber ihre funkelnden Augen und ihr

halbgeöffneter Mund zeigten deutlich ihre große Neugierde. Abulfaragus bemerkte dieß und fuhr alsbald fort:

„Wir kamen nach einer langen Reise in der Stadt Lüttich an der Maas an; da fand mein Vater so viele seiner früheren Glaubensgenossen, die unsere Muttersprache redeten, daß er sich vornahm, sich hier häuslich niederzulassen und als Arzt seine Dienste anzubieten. Der gute Graf von Craenhove zwang uns eine bedeutende Summe Geldes auf. Wir kauften ein Haus in einer Straße, wo jüdische Wechsler wohnten und nahmen dort unsern Wohnsitz. Walter von Craenhove mit unserem Danke überhäuft, zog nach seinem Schlosse, dem Laternenhofe.

In Lüttich wohnten wir einige Jahre im Frieden, während welcher mich mein Vater in den arabischen Wissenschaften, worunter Arzneikunde und Astrologie die hauptsächlichsten, unterwies. Dieselbe Berühmtheit, die mein Vater in Syrien genossen, wurde ihm auch hier zu Theil; er heilte viele Edelleute und Geistliche und sammelte so ansehnliche Schätze. Man nannte ihn den reichen Astrologen Abulfaragus. Ohne Zweifel machte das Glück meines Vaters die Mißgunst und den Neid Vieler rege; denn mehr als einmal hörten wir, daß man unter der Hand ihn als Zauberer zu verschreien suche. Besonders verlästerten ihn die Juden, weil sie über seine Bekehrung sehr erbittert waren; aber wir hatten zu mächtige Freunde und zu viel kranke Ritter und Prälaten brauchten die Hülfe meines Vaters, um uns nicht vor allem Ungemach zu beschützen.

Um diese Zeit wurden in allen christlichen Reichen Briefe von dem Papste in Rom ausgetheilt, welche die Ritter und Bürger gegen die Türken in den Kampf riefen; auf allen Plätzen, Märkten und Straßen predigten die Boten des Papstes einen allgemeinen Kreuzzug. Sie zeigten in ihrem Eifer, mit rührender Stimme und Thränen in den Augen, wie das Blut der Christen in Palästina in Strömen floß und wie die Sarazenen täglich das Grab

des Erlösers mit Hohn und Spott entheiligten. Nicht selten sprachen sie von den Leiden des Erlösers und sagten dann, wie er durch das böse und verdammungswerthe Geschlecht, so nannten sie die Juden, gemartert und gekreuzigt worden. Es wird Euch nicht wundern, daß unsre Glaubensgenossen, wenn sie solche Predigten hörten, offen dagegen murrten. Es entstund von dieser Zeit an ein tiefer Haß zwischen dem Volk von Lüttich und den zahlreichen Juden, die daselbst wohnten; nach und nach wurde dieser Zustand sogar gefährlich. Mehr als einmal behauptete man, daß die Juden sich vieler Uebelthaten im Geheimen schuldig machen und wurde ein Mord begangen, so legte ihn das Volk den Beschnittenen zur Last. Wie ungerecht es auch sei, den Gerechten mit dem Schuldigen zu verfolgen, so muß ich doch bekennen, daß einige Juden in ihrer Verirrung Missethaten begingen, die den Haß wohl rechtfertigten.

Bei diesem Stande der Sachen und während man noch den Kreuzzug predigte, erschien mit einem Male eine gefährliche Krankheit in Europa. Lüttich war keine der Städte, wo sie am wenigsten Schlachtopfer forderte. — Diese Plage glich sehr dem morgenländischen Aussatz oder der Lazaruskrankheit, doch war sie in Bösartigkeit noch größer. Man nannte sie zu Lüttich die Leprosie. Wer von derselben ergriffen wurde, fühlte plötzlich ein ungestümes Herzpochen, der kalte Schweiß brach am ganzen Körper aus; dann bekam sein Gesicht und seine ganze Haut eine fahle und gelbe Farbe, die zwei Stunden später mit lauter blauen Flecken übersäet schien. Diese Flecken änderten sich am anderen Tage in harte Geschwulste, aus welchen alsbald eben so viele offene und unheilbare Eiterbeulen entstanden.

Die meisten Menschen, die mit dieser schrecklichen Krankheit geschlagen waren, starben in wenigen Tagen; andere ertrugen es länger und lebten Monate lang zum Schrecken ihrer Mitbürger. Was das Schrecklichste an

dieser Krankheit war, ist ihre Ansteckungskraft, welche man so groß glaubte, daß schon der Anblick einer Pestbeule diese Krankheit in den Betrachter übertrage. Was auch daran sei, es unterliegt keinem Zweifel, daß der, welcher die Hand eines angesteckten Freundes drückte, von diesem den Tod empfing; wer in eines Angesteckten Wohnung ging, oder Kleider und Tücher eines Leprosen berührte, war am andern Tage mit blauen Geschwüren überdeckt, — ja selbst das Geld verbreitete die Krankheit.

Unbeschreiblich ist der Schrecken, der sich aller Herzen bei dem ersten Eindringen dieser tödtlichen Pest bemächtigte; alle Thüren und Fenster waren geschlossen, keine lebende Seele war anfangs auf den Straßen zu bemerken. Lüttich hatte einige Tage lang das Aussehen einer Stadt, in welcher weder Thier noch Mensch wohnte. Mein Vater war aber den ganzen Tag von uns entfernt; mit den ihm bekannten Kräutern bestrichen, suchte er Hülfe und Trost in die Häuser der Juden und Christen zu tragen und es glückte ihm unter tausend Kranken etwa zehn wieder herzustellen. Was er uns erzählte, wenn er tief in der Nacht zurückkam, um auszuruhen, war schrecklich; — er sah die Kinder ihren kranken Vater mit langen Stöcken die Treppe hinunterstoßen und wie einen verlassenen Hund auf die Straße treiben; er sah die Mütter ihren Kindern aus der Entfernung mit List einen Strick um den Hals werfen und sie so zum Hause hinausschleudern; die Brüder mit dem Beile ihre angesteckte Schwester von sich treiben! — O man kann es kaum glauben, alle Bande des Blutes und der Verwandtschaft waren zerrissen, jeder haßte und mißtraute seinem Nebenmenschen, Alle verkrochen sich in Höhlen und Kellern, bereit, den zu tödten, der ihnen nahen wollte, wäre es auch ihr Vater und Gatte oder Sohn. Und kam ein Angesteckter auf die Straße, gleichviel ob er Hülfe suchte, oder von seinen Hausgenossen hinausgeworfen worden war, er konnte nur wenige Schritte thun, ohne daß

aus dem einen oder anderen Fenster ihm ein eiserner Pfeil den Körper durchbohrte.

Nachdem dieß schreckliche Grableben sechs oder sieben Tage gedauert, begann es plötzlich heftig zu frieren und der Winter schien außerordentlich streng werden zu wollen. Die Veränderung der Witterung brachte auch eine Aenderung in die Krankheit: man bemerkte, daß nur wenige neue Ansteckungsfälle vorkamen und daß selbst die Leprosen nicht mehr starben und ihre Eiterbeulen, wie in Ruhe verfallen waren.

Die Obrigkeit und das bischöfliche Kapitel begannen sich zu versammeln, es wurde da und dort gearbeitet und die Stadt erhielt wieder einen Anschein von Leben. Alsbald wurden strenge, aber nothwendige Gesetze über die Leprosie angekündigt und noch andere Maßregeln gegen die Ansteckung getroffen. Alle Diejenigen, die mit Leprosie befallen waren, mußten überall eine weiße Ruthe in der Hand tragen; wer einen Leprosen, der keine Ruthe hatte, todtschlug, bekam eine bestimmte Belohnung von dem Mambour oder Bürgermeister; es war jedem verboten, einem Leprosen über einen Abstand von zehn Schritten zu nahen; wer dieß Verbot übertrat, war dem Tode verfallen. Die Angesteckten durften weder in Kirchen, noch in Häuser gehen und derjenige, welcher etwas auf die Straße warf, Auswurf oder Tücher, oder der einem Hunde und einer Katze einen Bissen Brodes gab, wurde stehenden Fußes umgebracht. Mit einem Wort: die unglücklichen Leprosen durften sich nicht blicken lassen oder das Schwert der angestellten Todtschläger machte ihrem bittern Leben ein blutig Ende.

Da die größte Zahl der Kranken aus Armen und Nothleidenden bestand, starben anfangs eine große Anzahl vor Hunger und Kälte; andere durch Mangel an Lebensmitteln gezwungen, brachen bei Nacht mit Gewalt in die Häuser der Bäcker und Kornhändler und beschmutzten so den Vorrath der Kaufleute.

Theils aus Mitleiden, theils um die größere Verbreitung der Pest zu verhindern, befahl der Bischof außerhalb der Stadt Lazarethe und Pesthäuser zu errichten. Die Bürger, hierin ein Mittel sehend, sich von der schrecklichen Gegenwart der Leprosen zu erlösen, scheuten die großen Geldopfer nicht und in kurzer Zeit waren außerhalb Lüttich eine ziemliche Anzahl solcher Häuser zum Empfang der Kranken bereit. Man hatte keine andere Veränderung an denselben vorgenommen, als daß man die Fenster zugemauert und hinter dem Haus einen viereckigen offenen Platz, mit einer hohen Mauer umgeben, die Thüren verstärkt und in dem Vordergiebel ein großes Loch angebracht und mit eisernen Gittern versehen hatte.

Alle Leprosen, die man nach dem ersten Befehle des Bischofs auf der Straße fand, und die nicht augenblicklich mit einem der Todtschläger nach dem Lazarethe gingen, wurden erschossen. In weniger als acht Tagen waren die Pesthäuser vollgepfropft mit Elenden, welche vom Hunger gezwungen gewesen, sich auf den Straßen sehen zu lassen. Die reichen Leprosen fanden noch mit vielem Gelde Menschen, welche Essen für sie holten und es ihnen von ferne zuwarfen.

Schrecklich, herzzerreißend war das Loos der eingeschlossenen Leprosen; hatte sich einmal die Thüre des Pesthauses vor ihnen geöffnet, erschloß sie sich nimmer wieder, als um neue Bewohner zu empfangen. Das Essen wurde ihnen auf der Spitze eines langen Stockes zugeschoben; man sah die Unglücklichen halb nackt und mit magern Händen sich wie rasend auf die spärliche Nahrung werfen, jammern und weinen, daß das Herz eines gesunden Menschen vor Schmerz und Schrecken beinahe zerschmolz. O solch' ein Pesthaus war ein ecklich Grab von Lebenden bewohnt! Was mußten sie leiden, die Verurtheilten, wenn einer ihrer Schicksalsgenossen den Geist aufgab und sie verpflichtet waren, mit eigener Hand in dem viereckigen Hofe die

Leiche zu begraben — ein Schicksal, das ihnen bald gleichfalls zu Theil werden sollte.

. . . .

Hier sah Abulfaragus, daß seine Erzählung auf Aleidis Gemüth einen Eindruck machte, der ihr vielleicht schädlich sein konnte. Darum fragte er:

„Edle Frau, wäre es nicht besser, die weitere Erzählung bis morgen zu verschieben? Du weinst und hast das Schrecklichste meiner Erzählung noch nicht gehört. Der Abend und die Dunkelheit machen Dich sehr erregbar; am hellen Tage kann man Alles besser hören!

„Ich habe das Schrecklichste Deiner Geschichte noch nicht gehört?“ seufzte die Edelfrau. „Was ist schrecklicher, als dieß Loos der Leprosen?“

„Das Loos meines Vaters!“ rief Abulfaragus, während aus seinen eingefallenen Augen eine Thränenfluth hervorbrach, „o dürfte ich das verschweigen!“

Alle blieben einige Zeit sprachlos und in peinliche Gedanken versunken; endlich sagte Bernhard:

„Ja erzähle uns morgen, bei Tage, das Uebrige, Du bist zu sehr ergriffen und wir würden gleichfalls nicht ruhen können bei der Erinnerung an die schreckliche Erzählung.“

Kurze Zeit darauf verließen sie den Saal und begaben sich in ihre Schlafgemächer.

II.

Am folgenden Morgen stieg die Sonne herrlich und glanzvoll auf. Schon sehr frühe befanden sich Bernhard und Aleidis in dem Saale, in der Hoffnung, Abulfaragus werde

ihnen den Verfolg seiner Geschichte erzählen; aber der Mittag nahte, ohne daß ihr Freund herabkam. Ein Dienstbote erschien und sagte ihnen, daß Abulfaragus sich unpaß fühle und sie ersuche, sein Nichtkommen zu entschuldigen.

Bernhard und seine Gattin begaben sich in Unruhe nach seinem Zimmer und fanden ihn im Bette liegen. Sie glaubten, Abulfaragus leide nur an einer vorübergehenden Unpäßlichkeit und sprachen ihm Muth ein.

„Abulfaragus," sagte Aleidis endlich. „Ich muß mir die Schuld Deiner Unpäßlichkeit zuschreiben. Meine unbesonnene Neugierde hat mich angetrieben, eine Erzählung von Dir zu verlangen, die schmerzliche Erinnerungen in Dir erweckt hat."

„In der That, edle Frau," antwortete Abulfaragus, „die Erzählung hat mich krank gemacht, aber nicht durch das, was ich Dir gesagt habe, sondern durch das, was mir zu sagen übrig blieb. Als ich Euch meine Geschichte versprach, habe ich zu viel auf meine Kräfte vertraut; nie werde ich dieselbe erzählen können. O Ihr wißt nicht, welch' schreckliche Dinge ich Euch mittheilen müßte!"

„Also werden wir die Geschichte nicht kennen lernen? — Meine Neugierde ist nicht befriedigt, Abulfaragus. Der Name meines Vaters ist in Deine Geschichte vermischt; deßhalb magst Du mich entschuldigen, wenn ich vor Begierde brenne. Nicht, daß ich Dich auffordern wollte, unmittelbar fortzufahren; ich begreife wohl, daß dieß nicht geschehen kann, aber Du solltest uns doch Deinen ganzen Lebenslauf kennen lernen lassen?"

„Mein Mund, edle Frau, wird Dir nie das schreckliche Loos meiner Eltern verkünden; ich könnte es nicht aussprechen. . . . ."

Bei diesen Worten zog er unter dem Hauptpfühle ein geschriebenes Buch hervor und dasselbe Aleidis überreichend, sagte er:

„Sieh' hier, edle Frau, die ganze Geschichte meines Lebens bis zum Tode meines Vaters, meines Pathen und

Wohlthäters. Herr von Reedale kann sie Dir vorlesen. Das erste Hauptstück erzählte ich Euch gestern und ich hoffe, daß sie Euch nicht zu viele Thränen entlocken soll. Laßt Euch inzwischen an meiner Gesundheit nichts gelegen sein, ich bin nicht krank und brauche nur etwas Ruhe, um ganz hergestellt zu sein."

Bernhard und Aleidis gingen mit der Handschrift in den Saal und der Burggraf von Reedale begann folgendermaßen zu lesen:

Während des harten Frostes blieb die schreckliche Krankheit der Leprosie gleichsam stehen, ohne einen merklichen Schritt zu thun und man begann bereits von den strengen Maßregeln abzulassen; aber kaum hatte es in der Nacht gethaut, als die Plage sich wieder wie ein Alles verschlingendes Feuer verbreitete. In wenigen Tagen zählte man schon einige Hundert von der Leprosie Ergriffene; man begann wieder vor einander zu fliehen, es wurden mehr Todtschläger angestellt und wer auf den Wink dieser gerichtlichen Mörder nicht nach dem Pesthause ging, dem schlug man den Kopf mit einem Beile ein oder man durchstach ihn mit einer langen Lanze. Die Bürger selbst waren zu Todschlägern geworden; wo sie einen Leprosen fanden, glaubten sie ein verdienstliches Werk zu thun, wenn sie ihn wie einen rasenden Hund verfolgten und tödteten.

Mein Vater versagte Niemanden seine Hülfe und war ganze Tage außerhalb seiner Wohnung, um die Kranken zu trösten und glücklichenfalls hie und da einen zu heilen. Wie sehr er auch seine Familie liebte, unsere Thränen konnten ihn nicht abhalten, in die Häuser der Angesteckten zu gehen; er hielt es für eine heilige Pflicht, seinen Beruf als Arzt ganz zu erfüllen und aller Gefahr zu trotzen, um seinem leidenden Mitmenschen zu helfen. Ueberdieß glaubte er nicht angesteckt werden zu können, so lang er

sich mit denselben Kräutern bestrich. Deßhalb setzte er auch seine täglichen Besuche fort. Eines Abends war schon lange die gewohnte Stunde seiner Zurückkunft vorüber. Meine Mutter wartete mit pochendem Herzen und zitternd vor Angst, es möchte ihm etwas Schlimmes begegnet sein. Aber trotz aller ihrer Furcht schwieg sie, um uns nicht auch zu ängstigen.

Ich war damit beschäftigt, meine Schwester Maria in einem Buche lesen zu lehren und dieß hinderte uns, zu sehen, wie blaß das Antlitz unserer Mutter war und mit welcher Angst sie auf das leiseste Geräusch der Straße, als einen Vorboten der Ankunft meines Vaters, horchte. Es verlief aber so viel Zeit, daß Maria das Buch zuschlug und verwundert umhersehend fragte:

„Aber Mutter, wo ist unser Vater?“

Unsere Mutter antwortete nicht, aber von ihren Wangen floßen stille Thränen, sie betrachtete meine Schwester mit trübem Blick und zog sie, ohne zu sprechen, an ihre Brust. Ich meinerseits dachte, mein Vater wache vielleicht an dem Todtenlager eines vornehmen Mannes und begriff die Furcht meiner Mutter nicht, obschon ihre Thränen auch die meinen fließen machten. All' meine Worte vermochten nichts über ihr Gemüth; ein geheimes Vorgefühl ließ sie ein schrecklich Unglück ahnen und sie weinte mit meiner Schwester bis zum Morgen. Aber wie wurde ich selbst von der Angst gefoltert, als die Sonne am Himmel aufstieg, ohne daß wir unsern Vater wieder gesehen hatten!

Das Weinen meiner Mutter und Schwester erfüllte unsere Wohnung; sie rauften sich die Haare aus und zerrißen ihre Kleider . . . . und ich, der muthvoll zu sein glaubte, ich stand rathlos weinend bei ihnen; kein tröstend Wort fiel von meinen Lippen. Endlich erwachte ich aus meiner Bewußtlosigkeit und sagte meiner Mutter, ich wolle ausgehen, um meinen Vater zu suchen oder etwas von ihm zu hören. Sie küßte mich mit unbegreiflicher

Heftigkeit, als ob sie fürchtete, auch ich würde nicht wieder zu ihr zurückkehren, und warf sich mit meiner Schwester vor einem Kruzifix auf die Kniee. Um meiner klagenden Schwester einige Hoffnung zu geben, täuschte ich mich selbst und verließ das Zimmer mit gebrochenem Herzen.

Keiner unserer Freunde wußte mir zu sagen, wo mein Vater sei: Niemand hatte ihn am Tage zuvor gesehen! vergeblich rannte ich mit verborgenen Thränen und gebeugtem Haupte durch die Stadt, Alles blieb stumm auf meine Fragen. Nachmittags stand ich auf einer Brücke und schaute verzweifelnd auf das vorüberfließende Wasser, nicht wissend, woran ich dachte, so sehr hatte mich der Schmerz betäubt. Aus diesem Traume weckten mich rauhe Männerstimmen; mich umwendend sah ich vor mir einen Leprosen, der von den Todtschlägern mit der Spitze ihrer Lanzen fortgetrieben wurde. Die jammernden Klagen des Unglücklichen fanden einen tiefen Wiederhall in meinem Herzen; ein mitleidig Gefühl ließ mich ihm einige Zeit nachfolgen, ohne daß ich wußte, wohin er ging oder was er that. So gelangte ich zum Thore hinaus auf's freie Feld. Da sah ich die Thüre des Lazarethes öffnen und den Leprosen hineinstoßen, worauf die Thüre sich wieder stille schloß.

Vom bittersten Schmerze bezwungen, setzte ich mich vor diesem weiten Grabe auf das Gras nieder und dachte an das Loos der Leprosen im Lazarethe. Ich sah die lebendigen Leichen mit dem Tode umherwandeln, einander fliehen bei dem schrecklichen Anblicke ihrer Wunden, vergehen vor Schmutz und Moder, verschmachten vor Gestank und einander in gegenseitigem Hasse verzehren! O wie schrecklich, wie tödtlich folterte mich der Gedanke, daß innerhalb dieser Mauern sich Menschen befanden, die mit dem Ausdrucke der Raserei ihre schon abgestorbenen Füße anblickten, während in ihrem Herzen noch Kraft genug übrig blieb, um alle die Schrecklichkeit ihres Looses

zu begreifen! Menschen, die neben der kalten Leiche ihres Schicksalsgenossen schliefen, ohne es für nöthig zu erachten, sich von dem drohenden Tode zu entfernen!

In solch' peinliche Gedanken lag ich versunken, als plötzlich mein Name mir an's Ohr klang; ein Freudenschrei entflog meinem Munde, denn ich hatte die Stimme meines Vaters gehört. Ich stand auf und blickte um mich . . . Aber, o Himmel, was sah ich! Ein Donnerschlag rührte mich; ich lachte wie einer, der spottet, und fiel ohne Gefühl zur Erde . . .

Kann ich sagen, was ich in diesem Augenblicke litt! So schrecklich war dieser Anblick für mich, daß der höchste Ausdruck unermeßlicher Pein, daß ein Lachen meine Klage gewesen war. — Ich hatte meinen Vater hinter dem Eisengitter gesehen! Er, von dem ich das Leben empfing, lag begraben — auf ewig begraben in dieser alles verschlingenden Pesthöhle! — O Gott, Du warst mit mir in diesem Augenblicke! Wie hätte ich sonst noch leben können nach diesem fürchterlichen Schlage?

Sobald ich zu mir selbst gekommen war, sprang ich jammernd auf, um zu dem eisernen Gitter zu fliegen; aber fünf bis sechs Todtschläger hielten mich unter Androhung des Todes zurück; noch einmal warf ich mein verwildert Auge auf das ehrwürdige Haupt meines Vaters und lehnte mich an den Querbaum, den man da aufgestellt hatte. Näher mochte ich nicht treten; vier Todtschläger standen mit gespannter Armbrust bereit, ihre Pfeile mir durch den Leib zu jagen, wenn ich Hand oder Fuß inner den Querbaum streckte.

Nachdem ich meinem Herzen durch Thränen Luft gemacht, erhob ich das Haupt und blieb mit gefalteten Händen, wie versteinert stehen, ohne mit meinem Vater ein Wort zu wechseln. Seine geliebte Stimme klang mir verständlich in mein Ohr: er sagte mit himmlischer Geduld:

„Walter, habe Muth, mein Sohn! Der Herr hat

seinen Diener heimgesucht, ich werde den Schlag mit Dankbarkeit ertragen, wie schwer er auch ist. Weine nicht so heftig, Walter; erhalte die Kraft Deines Gemüthes, um Deine Mutter zu trösten . . . ."

„O mein unglücklicher Vater," rief ich mit lauter Stimme, „kann ich Dich nicht retten. Sollte unsere Wissenschaft kein Mittel gegen Dein Uebel kennen?"

„Mein Kind," antwortete er, „was würde es helfen? Und genäse man hier hundertmal in einer Stunde, man würde hundertmal auf's Neue angesteckt. Dir, Walter, muß ich die ganze Wahrheit sagen, damit Du Deine Mutter und Schwester auf den schrecklichen Schlag, der sie treffen wird, trösten könnest. Aber sei stark, mein Sohn; ich beschwöre Dich bei Deiner innigen Liebe zu mir, daß Du Deiner Mutter mit vorsichtigen Worten mittheilst, daß ich zu den Todten gehöre und bald . ."

Er sprach noch länger in diesem herzzerreißenden Tone, doch ich war taub und blind geworden für seine Worte; ich verstand ihn nicht mehr, Alles drehte sich vor meinen Augen und meine Ohren waren von betäubendem Summen erfüllt. Von Zeit zu Zeit hörte ich noch die Stimme meines Vaters, der rief:

„Walter, Walter, mein Sohn!"

Ich weiß nicht, wie lange ich so am Querbaume lehnte; als ich erwachte, standen die Todtschläger noch da, ihre Bogen auf mich gerichtet, und meines Vaters Antlitz lachte mir noch durch das eiserne Gitter entgegen. Mit gezwungener Ruhe der Ermattung seufzte ich.

„O mein Vater, welches Unglück brachte Dich in dieß abscheuliche Gefängniß?"

Aus seinen kurzen Worten vernahm ich, daß er am Morgen des vergangenen Tages über die Maas in einem Kahn gefahren, um einige reiche Leprosen zu besuchen. Er täuschte sich in dem Glauben an die Unfehlbarkeit der Kraft seiner Kräuter; denn am Nachmittage war sein Gesicht plötzlich mit blauen Flecken bedeckt. In diesem

Zustande hatten ihn die Todtschläger begegnet und ohne alle Rücksicht ihn mit Gewalt in das Pesthaus getrieben — Da saß er nun, bis der Tod seine Bande brechen würde . . .!

Ich schreibe dieß also, weil ich selbst von meines Vaters Erzählung nur abgebrochene Worte verstund. Mir schien es gleichgültig, wie er in das Lazareth gekommen; schrecklich genug war mir der Anblick des Eisengitters, das meinen Vater auf ewig von seiner Familie und der Welt trennen sollte!

Schon sank die Sonne am Horizonte hinab, schon hatte mein Vater mich mehr als einmal gemahnt, meine Mutter und Schwester zu trösten; ich lag immer noch bewegungslos am Querbaum, die Augen fest auf das Eisengitter gerichtet. Zweifelsohne wäre ich die Nacht da geblieben, hätte mich nicht ein Todtschläger mit Gewalt gezwungen, den Platz zu verlassen. Indem er mich auf den Weg nach Lüttich trieb, sprach dieser in dem Augenblicke, als er mich stehen ließ und zum Lazarethe zurückkehrte:

„Jüngling, ich will Dir sagen, was Du thun mußt, statt wie ein Weib über ein unabänderlich Unglück zu weinen."

Ich sah ihm hoffend in die Augen. Er sagte:

„Bringe Deinem Vater morgen etwas Speise und Trank, denn die größte Qual, welche die Leprosen im Lazarethe ausstehen, ist Hunger und Durst. Aber vergiß den Speisestock von zehn Fuß nicht, sonst müßtest Du ihm das Essen aus dieser Entfernung zuwerfen und das geht nicht wohl. . . . Guten Abend! . . ."

Wie zerschmetterten mich diese Worte! Ich fühlte sie auf meinem Herzen, wie feurige Kohlen glühen. — O Gott, ich soll meinem Vater auf der Spitze eines Stabes Essen geben. Schrecklicher Gedanke!

Unglücklich, wie es nur ein Mensch sein kann, ging ich trägen Schrittes nach der Stadt. Da kam ein tröst-

licher Gedanke in meine Seele: ich hatte ein Mittel gefunden, zu meinem Vater zu kommen! In meinem Unglück lachte ich vor Freude und meine Füße trieben mich rascher fort, bis zu einem Hause, wo ein Leprose wohnte, der unserer Familie befreundet war. Aber in dem Augenblick, als ich eintreten wollte, dachte ich an meinen Vater und meine Schwester. Ich blieb stehen, begann zu weinen und entfernte mich eiligst aus Furcht, der Gedanke habe sich wieder meiner bemeistert. — Ich hatte einen Augenblick den Gedanken mit Freuden ergriffen, mich zu einem Leprosen zu begeben, ihn um die Wohlthat der Ansteckung zu bitten, und mich dann von den Todtschlägern bei meinem Vater einschließen zu lassen. Glücklicherweise zogen die Bilder meiner Mutter und Schwester mir durch den Sinn und ich eilte heim.

Was sollte ich nun der Mutter und Schwester sagen? Ich war ein Bote des Todes — ich sollte ihre Herzen zerschmettern. Das war meine schreckliche Botschaft. Der übermäßige Schmerz machte mich beinahe bewußtlos, sonst hätte ich kaum gewagt, meiner Wohnung mich zu nähern, aber meine Füße trieben mich bis vor unsere Thüre. Da empfing mein Geist ein plötzlich Licht; ich begriff aufs Neue und mit einer folternden Klarheit das Schreckliche meines Unglücks und meiner Botschaft. Ich zitterte so sehr, daß meine Kniee brachen und ich auf der Treppe niedersank. Trotz dieser Schwäche suchte ich meine Kräfte zu sammeln, um nach dem Auftrage meines Vaters sein Unglück meiner Mutter und Schwester mitzutheilen.

Dieser Gedanke gab endlich meinem Gemüthe etwas mehr Kraft; ich öffnete die Thüre und ging, doch heftig zitternd und mit wankendem Schritte bis in das Zimmer, wo meiner ein schrecklich Schauspiel wartete. — Dort in der Ecke des Zimmers saß meine Mutter, das Haupt in die Hände gestützt; ihre Augen waren roth, wie wenn eine Blutader darin gesprungen wäre, ihr Mund stand offen, und zeigte die geschlossenen Zähne. Neben ihr saß meine

Schwester in derselben Haltung. Beide starrten mich bewegungslos an, als ob ich ein Fremder für sie wäre. Welche Verzweiflung hatte die beiden Frauen zu Steinbildern gemacht?

Ihre rothgeweinten Augen hatten solche Kraft über mich, daß ich eine Zeitlang mit derselben Gefühllosigkeit stehen blieb; bald aber warf ich mich knieend vor meiner Mutter nieder, umschlang ihren Hals und begann sie heftig zu küssen: — ich hatte jede andere Sprache vergessen! . . . . . Ich erhielt keine Antwort von meiner Mutter und meine Schwester blieb gleich gefühllos, bis ich mit schneidender Stimme rief:

„Mein Herz bricht! Mutter, Schwester laßt mich Eure Stimme hören, denn ich fühle den Tod in mir!"

„O Walter!" seufzte meine Mutter leise.

„Guter Bruder!" lispelte meine Schwester.

Wie wenn dieß Zeichen von Leben mir einige Kraft gegeben, fühlte ich die Raserei der Verzweiflung in meinem Herzen erkalten und ich erinnerte mich meiner Sendung:

„Welch' neues Unglück hat Euch während meiner Abwesenheit betroffen?" fragte ich. „Seid doch nicht so ängstlich und so tödtlich betrübt. Ich habe unsern Vater gesehen; er wird uns wahrscheinlich bald wiedergegeben sein. . . ."

„Du hast ihn gesehen?" rief meine Mutter heftig.

„Ich habe ihn gesehen, sei davon versichert," antwortete ich bebend.

„Dann hat Dein Engel Dich beschützt, Walter, daß Du nicht mit Wahnsinn geschlagen wurdest!"

Bei diesen unverständlichen Worten brach meine Schwester in Thränen aus. Sie weinte:

„O Bruder, lüge nicht, lüge nicht! Der Vater sitzt in dem Pesthause, wir wissen es! Der Jude Borech hat ihn auch gesehen."

Ich warf mich aufs Neue auf meine Kniee zu meiner Mutter nieder und umschloß mit ihr zugleich meine Schwe-

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

ster; unsere Thränen begannen wie Brunnen zu fließen. Kein Seufzer, kein Athemzug störte die Stille der Nacht, die uns umgab; es war wie in einer unterirdischen Höhle ohne Eingang. Klagen können die Dolmetscher eines gewöhnlichen Schmerzes sein; aber unsre Trauer verschmähte die menschliche Sprache, als zu schwach für eine nie gefühlte Seelenfolter.

Nutzlos wäre es, unseren Zustand während dieser Nacht zu beschreiben, da er sich nicht veränderte. Die aufgehende Sonne traf mich bei der Verfertigung eines schrecklichen Werkzeuges: ich arbeitete an einem Speisenstock, womit ich meinem Vater das Essen zuschieben wollte! Es war ein eisernes Gefäß, auf der Spitze eines langen und dünnen Stabes. Sobald ich denselben fertig hatte, nahm ich ein gutes Stück gebratenes Fleisch, eine Flasche des besten Zyperweins, Brod und Salz und einige Leintücher. Mit dem Allem beladen, wollte ich Abschied nehmen von meiner Schwester und Mutter; doch wie sehr ich auch bat, sie wollten mitgehen, um meinen Vater zu sehen. Wohl einsehend, daß dieser Anblick ihre Schmerzen nur erneuen und, wenn es möglich, noch vermehren würde, wandte ich Alles an, was meine Einbildung ausfindig machen konnte, um sie zurückzuhalten; nichts half, sie mußten mir folgen.

Da schritten wir gesenkten Hauptes durch die Straßen, gleich Menschen, die eine Leiche zur letzten Ruhestätte begleiten; unsere Trauer und mein schrecklich Werkzeug erweckte die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden nicht mehr, als um sie vor uns fliehen zu machen. Ein solches Schauspiel war nicht neu und ließ die Zuschauer nur daraus entnehmen, daß wir zu einer Familie gehörten, in welcher die Ansteckung ein Opfer gefunden. Vor das Stadtthor gekommen, wandte ich mich nach meiner Mutter um; ich ward sehr erstaunt, als mir aus Ihrem Gesicht ein Strahl von Freude und Trost entgegenleuchtete.

Sie aufmunternd, sagte ich mit einer Art von Freude:

„O Mutter, ich sehe es, es ist mehr Ruhe in Deinem Herzen. Bleibe doch so!“

Sie hieß uns einen Augenblick stille halten, und sprach in einem Tone, der etwas Heiliges hatte:

„Kinder, ich habe unserem Herrn Jesus Christus auf dem Wege ein feurig Gebet zugesandt. Ich fühlte einen Strahl der Erleichterung sich in mein Herz senken und empfing neue Kraft von Ihm zu Erfüllung unserer trüben Pflicht. — Warum gehen wir zu Eurem Vater? Etwa um ihm das Herz durch den Anblick unseres Leidens zu zerreißen? — Nein, nicht wahr? Die Unglücklichen müssen getröstet werden von Denen, die weniger unglücklich sind. Wohlan, meine Kinder, haltet die Thränen in der schmerzlich bewegten Brust zurück. Zeigen wir unserem Vater nicht unseren Schmerz, sondern unsere Liebe; — und überwindet uns das Gefuhl, — weinen wir auch Thränen, so leuchte doch ein süßes Lächeln hindurch, das unsern unglücklichen Vater tröste.“

Diese Worte machten eine wunderbare Wirkung auf unser Gemüth; wir gewannen Kraft zur Vollbringung einer Pflicht, die uns wie eine heilige Sendung erschien. — So einander ermuthigend, nahten wir dem Pesthause; in einer bestimmten Entfernung sahen wir die Todtschläger ihre Bogen spannen und hörten ihre drohende Stimme uns zurufen:

„Vor den Querbaum! Vor den Querbaum, bei Todesstrafe!“

Obwohl wir uns sehr gestärkt fühlten, zitterten wir doch, als wir dem Querbaume uns näherten, wir hatten aber Zeit, uns wieder etwas zu erholen, denn wir sahen Niemand hinter dem eisernen Gitter. Es kam einer der Todtschläger zu uns, um zu fragen, wen wir zu sprechen wünschten und auf unsere Antwort rief er mit kräftiger Stimme:

„Abulfaragus! Abulfaragus!“

Da erschien das Haupt meines Vaters vor dem Eisengitter: — er lächelte freundlich, der Unglückliche.

Stille Thränen rollten aus seinen Augen; doch wie meine Mutter befohlen, ein Ausdruck süßer Liebe glänzte auf unserem Antlitz und wir bemerkten, welchen Balsam dieß in die Wunde meines Vaters goß. Während ich mich bereit hielt, ihm auf der Spitze des Stockes Speise und Trank zu reichen, begann meine Mutter ihn zu trösten mit Worten, die nur ihr Frauenherz kannte. Wunderbare Wirkung der Liebe! Wir waren alle zum Tode betrübt und doch fand in diesem Augenblick ein Gefühl seliger Freude den Zugang zu unseren Herzen! Wir unterwarfen uns gänzlich dem Willen des Herrn und dem Loose, das er uns beschieden. Vielleicht wäre die Saite der Pein in unseren Herzen gebrochen. Hätten wir nicht in der vergangenen Nacht den Leidenskelch bis zum Boden geleert."

Als ich den Stab ausstreckte, und meinen Vater das Fleisch ergreifen sah, überfiel mich ein eiskalter Schauer; meine Mutter und Schwester erblaßten gleichfalls, aber die Worte meines Vaters gaben uns bald die Ruhe zurück.

Was soll ich mehr von dieser Begegnung sagen? Wir blieben geraume Zeit vor dem Querbaume und sprachen von den Mitteln, die unsern Vater herstellen sollten. Es läßt sich von selbst begreifen, daß diese Untersuchung ohne Erfolg blieb, da eine Wiederherstellung unmöglich war, so lange mein Vater im Pesthause. Auf sein Ansuchen und eingeschüchtert von den Drohungen der Todtschläger, entfernten wir uns von dem Pesthause und kehrten schweigend zu unserer Wohnung zurück.

An den drei folgenden Tagen machten wir dieselbe Reise und blieben jedesmal lange vor dem Querbaume stehen.

Inzwischen verbreitete das anhaltende Thauwetter die Pest noch weiter; in den zwei letzten Tagen hatte sie

wieder all' ihre Ansteckungskraft erhalten und man hörte von nichts als neuen Anfällen der Leprosen und Sterben.

In dieser schrecklichen Zeit begann das gemeine Volk auszusprengen, die Leprosen vergiften die Brunnen und Wasserbehälter, indem sie ihre Wundentücher darin auswaschen; man setzte sogar noch hinzu, daß sie dazu von den Juden bestochen seien, welche Geld hergeben, nur um die Christen zu ermorden, um sie also zu hindern, an dem Zuge nach Jerusalem Theil zn nehmen. In Frankreich sah man bereits Banden von vier- bis fünftausend Mann, welche unter dem Namen Pastoureaux alle Juden und Leprosen aufsuchten und ohne Mitleid ermordeten. Von da hatte gewiß die Beschuldigung der Juden in Lüttich ihren Ursprung von dort genommen. Ob diese Aussage nun gegründet war oder nicht, kurz, das ist gewiß, daß der Haß, welcher zwischen Juden und Christen herrschte, heftig genug war, um das unwissende Volk zu abscheulichen Verbrechen zu treiben.

Gegen Abend kam eine Nachbarsfrau, welche erzählte, daß zahlreiche Haufen die Stadt durchzögen, ohne daß man wußte, was sie wollten; sie fügte hinzu, in der Nähe der Stadtmauer habe man etwa zehn Judenwohnungen geplündert; sie zeigte uns sogar durch das Fenster das Feuer, das man hineingeworfen, um sie dem Boden gleich zu machen.

Wir gedachten mit Angst des Schreckens unserer frühern Glaubensgenossen, und standen bereit, in unser Schlafgemach zu gehen, als plötzlich geheimnißvoll an unsere Thüre gepocht wurde. Nach dem ersten Schrecken ging ich hinab, um über der Hausthüre durch das Fenster zu sehen. In der Dunkelheit bemerkte ich einen Mann, der sich fest an die Thüre gedrückt hatte und dadurch beinahe unsichtbar war. Ich begann mit ihm folgendes Zwiegespräch:

„Was verlangst Du, Mann?“

„Wohnt hier der Arzt Abulfaragus?“

„Ja."

„Ich muß Dir etwas sagen, woran sein und seiner Familie Leben hängt."

„Sprich, Freuud, was hast Du uns Schreckliches zu verkünden?"

„Ich kann nicht so laut mit Dir sprechen. Man möchte mich hören."

„Du weißt aber wohl, daß man zu dieser Stunde keinem Unbekannten mehr das Haus öffnet."

„Das weiß ich wohl; deine Vorsicht muß ich preisen. Oeffne Deine Wohnung nicht, aber stehe unten an die Thüre, dann will ich mit Dir durch ein Schlüsselloch sprechen."

„Ich schloß eiligst das Fenster, um zu thun, wie er begehrte, doch ehe ich hinabging, sagte ich meiner Mutter, was der Unbekannte gewollt. Dann stellte ich mich hinter die Thüre und sagte dem Wartenden, daß ich bereit sei, ihn zu hören. Mit kurzen Worten und gedämpfter Stimme sagte er:

„Aus Frankreich kam eine Bande Pastoralen in die Stadt, alles gemeine Volk ist Ihnen zugefallen; heute haben sie schon einige Judenwohnungen geplündert, morgen werden sie alle Häuser der Juden zerstören und die Leprosen, welche in der Stadt sind, ermorden. Ich komme von der Versammlung, welche sie noch auf dem Cornillons-Berge halten. Abulfaragus hat mich von der Leprosie gerettet. Ein Gefühl der Dankbarkeit heißt mich Euch Nachricht davon geben. Höre wohl, was ich Dir sage: böse Menschen haben angegeben, Abulfaragus sei Christ mit dem Munde und Jude mit dem Herzen; sie haben ihn einen gottvergessenen Zauberer genannt, der unermeßliche Schätze aufgehäuft. Dies Letzte war genug zu seiner Verurtheilung; Morgen früh bei Sonnenaufgang wird man seine Wohnung stürmen und ihn mit seiner ganzen Familie ermorden, wenn er nicht flieht . . . . Sage ihm dieß. — Lebe wohl."

Ich hörte den Unbekannten sich entfernen. So sehr war ich von seiner Mittheilung betroffen, daß ich lange Zeit im Gange stehen blieb, ohne einen Entschluß fassen zu können. Doch warf ich mich endlich gegen das Schicksal auf; ich verstand, welch' große Aufgabe mir geworden und wie meine Mutter und Schwester von meiner Macht allein ihre Rettung zu erwarten hätten. Freilich war ich noch nicht zwanzig Jahre alt, doch der letzte Schlag, den das Unglück meines Vaters mir versetzte, hatte mein Herz für die Angriffe des Schicksals gestählt; auch dachte ich, man könne mir jetzt nichts mehr nehmen und ich müsse deßhalb die Befreiung meines Vaters bewerkstelligen, ohne zu fürchten, daß man seine Flucht an Mutter und Schwester räche. Voll von solchen Gedanken stieg ich die Treppe hinauf und erzählte Alles, was der Unbekannte mir gesagt hatte.

Meine Schwester weinte bitter; meine Mutter schien dieß neue Kreuz mit Geduld tragen zu wollen. Wie ich geahnt, diese schreckliche Zeitung traf sie beide nicht so tief, als die Ansteckung meines Vaters.

Wir mußten fliehen oder einem blutigen Todte entgegensehen. Mit größter Eile raffte ich alles zusammen, was ich rathsam hielt, auf die Flucht mitzunehmen. Meine Mutter und Schwester gehorchten mir wie Kinder. Zweifelsohne begriffen sie, daß ich ihr Führer und Beschützer sein werde. Auf meinen Befehl kleideten sie sich dreifach, nahmen Speise, ein Messer, ein Feuerzeug, eine Flasche Wein, ein Kruzifix, viel Geld und andere tragbare Dinge mit sich. Ich belud mich mit nichts, als einem Jagdmesser und einem scharfen Handbeile. Sobald wir alle bereit stunden, unsere Wohnung zu verlassen, schrieb ich auf ein Stückchen Pergament mit arabischen Buchstaben folgende Worte:

„Verfolgt von den Pastoralen, sind wir geflohen und verbergen uns in Höhlen. Morgen um Mitternacht werde ich an der Nordseite der Mauer mit einer Leiter stehen. Komm'

und rette Dich — ferne von Deinen Schicksalsgenossen wird Dir vielleicht unsere Wissenschaft die Gesundheit wiederschenken."

Ich band ein Stück Blei an das gefaltete Briefchen, steckte es in meine Tasche und sagte zu meiner Mutter, wir wollten gehen. Mit größter Vorsicht und von der undurchdringlichen Finsterniß begünstigt, eilten wir fort, ohne ein Wort zu sprechen. An dem Thore von Amercoeur fanden wir Wachen, welche uns nicht aus der Stadt lassen wollten; ich sagte ihnen, daß wir ein Gelübde erfüllen und in der Kapelle von Unsererliebenfrauen auf dem Berge beten wollten; sie glaubten uns nicht, bis ich ihnen eine Handvoll Geld anbot. Dann ließen sie uns durch und wir betraten den Weg, der nach Deutschland führt. Die umliegenden Berge waren mir ungemein gut bekannt, da ich Jahre lang beinahe wöchentlich auf denselben allerlei Kräuter für meinen Vater gesammelt hatte.

In der Entfernung einer Stunde von der Stadt, an einem einsamen Ort, wußte ich eine Höhle mit schmalem Eingang, aber im Innern von der Natur gepflastert wie ein Zimmer und mit vielgestaltigen Tropfsteingebilden bewachsen. In diese Höhle brachte ich Mutter und Schwester; wir mußten auf Händen und Füßen hineinkriechen, so eng war der Eingang. Nachdem ich sie beruhigt, erklärte ich ihnen meine Absicht, unsern unglücklichen Vater zu retten und machte ihnen begreiflich, daß ich nun nach dem Pesthause müsse, um ihm meinen schriftlichen Bericht zukommen zu lassen. Dieß konnte natürlich bei ihnen auf keine Wiederrede stoßen; im Gegentheil sie baten mit gefalteten Händen, so sehr als möglich zu eilen, um noch vor Sonnenaufgang zurück sein zu können. Ich theilte die anscheinende Ruhe der beiden Frauen nicht: diesen Winter gerade hatten während der langen Kälte ganze Haufen Wölfe den Ardennenwald verlassen und sich in der Umgegend von Lüttich umhergetrieben; mehr als eine Leiche eines in der Ein-

samkeit der Leprosie Erlegenen war von diesen Thieren verschlungen worden.

Um meine Mutter und Schwester zu sichern, rollte ich mit schwerer Mühe zwei große Steine vor die Höhle und dann erst nahm ich meinen Weg nach der Stadt. Bei der Vorstadt angekommen, wandte ich mich rechts ab und setzte meinen Weg fort, bis ich glaubte, nicht mehr ferne vom Pesthause zu sein. Dann begann ich vorsichtig zwischen den Bäumen und dem Gesträuch hinzukriechen, um nicht von den Todtschlägern bemerkt zu werden. Endlich gelangte ich an den Fuß der Mauer und warf das Briefchen hinüber; in der Dunkelheit hatte ich das weiße Pergament glänzen sehen und war versichert, daß es in das Pesthaus gefallen sei. Nun zweifelte ich nicht mehr, daß es mein Vater bekommen werde, da er allein die arabische Schrift lesen konnte und man ihm dieselbe gewiß aus Neugierde zeigen würde. Vergnügt über das gute Gelingen dieses ersten Versuches, kehrte ich eiligst zur Höhle zurück, wo ich meine Mutter und Schwester in der Dunkelheit weinend fand. Die Aussicht aber, daß mein Vater gerettet werden könnte, tröstete mich sehr.

Ehe die Sonne aufging, brach ich einige Zweige des niedersten Gesträuches ab und bildete aus demselben auf dem Boden der Höhle ein Lager für meine Mutter und Schwester; darüber breiteten sie einen Theil ihrer Kleider und versuchten, auf meine Bitte, ob sie nicht schlafen könnten. Ich erklärte ihnen, daß ich die Höhle verlassen müßte, um eine Leiter zu suchen und wartete, bis der Schlaf sich ihrer bemächtigt hätte. Um neun Uhr verfielen die Frauen endlich in tiefen Schlaf. Ich nahm Geld und ging, nachdem ich zuvor die Steine wieder vor den Eingang der Höhle gerollt hatte.

Schon hatte ich einen Theil des Tages damit verbracht, alle Pachthöfe wie ein Spion zu umlauern, doch nirgend fand ich, was ich suchte. Wohl sah ich Leitern, doch sie waren alle mit Ketten und Schlössern an die

Mauern der Pachthöfe festgemacht, so daß mir keine Hoffnung übrig blieb. Den Pächtern Geld anbieten, um ihnen eine Leiter abzukaufen, konnte ich nicht; sie würden mich wie einen Dieb mit schlimmen Absichten verjagt haben. Als ich nun sehr betrübt wieder nicht ferne vom Pesthause mich befand und nach der Höhle mich zurückbegeben wollte, sah ich in der Ferne ein Kamin rauchen; ich wandte mich durch das Gesträuch nach der Seite des Waldes und fand da einen einsamen offenstehenden Bauernhof. Wie klopfte mein Herz vor Freude, bei dem Anblick einer langen Leiter, welche hinter dem Hause und Jedermann zugänglich auf der Erde lag.

Ich entfernte mich eiligst wieder, wohl bewerkend, wo das Haus stund, und wie ich dasselbe bei Nacht wiederfinden könnte. Dann eilte ich mit dem frohen Lächeln der Hoffnung nach der Höhle zurück. Ich tröstete meine Mutter und Schwester durch die freudige Aussicht auf meines Vaters Befreiung. Der Schlaf hatte ihnen wohlgethan, eine selige Hoffnung erleuchtete ihre Herzen. Wir aßen etwas und warteten mit Ungeduld die Nacht ab.

Gegen Abend überzog sich der Himmel mit schwarzen Wolken: es begann stark zu regnen und bald herrschte die tiefste Dunkelheit auf den Feldern. Ich hielt es für ein gutes Vorzeichen, daß sich das Wetter veränderte, denn es schien mir, der Himmel begünstige offenbar meine gefahrvolle Unternehmung. Endlich nahte die langersehnte Mitternachtsstunde. Meine Mutter und Schwester knieten vor dem kleinen Kruzifix; ich küßte sie, schloß die Höhle und ging.

Ich war schon ziemlich auf meinem Wege fortgeschritten und von der tiefsten Dunkelheit begünstigt, als ich plötzlich hinter mir zwischen dem Gesträuch zwei Augen wie Lichter funkeln sah, die auf mich gerichtet waren. Diese Erscheinung machte mich heftig zittern, da ich anfangs nicht wußte, ob es ein Mensch oder Thier, was mich beobachtete. Ich blieb jedoch nicht stehen, son-

dern schritt rasch weiter. Von Zeit zu Zeit sah ich mich ängstlich um, und jedesmal begegnete mein Blick den beiden glühenden Augen, in derselben Entfernung von mir.

Neben einem Eichenbusch gehend, hörte ich auf den dürren und knisternden Blättern die Tritte des Thieres, das mich verfolgte; ein kaum hörbares Knurren überzeugte mich, daß mein Reisegesell ein Wolf war. Ich wußte, daß diese Thiere sehr selten einen Menschen anfallen, es sei denn, daß er strauchle oder eine plötzliche Bewegung machte. Darum hatte ich auf meine Schritte strenge Acht; in die eine Hand nahm ich mein Jagdmesser, in die andre mein Beil. Zitternd und ängstlich schritt ich so eine Viertelstunde fort, ohne daß der Wolf meine Fußstapfen verließ; schon war er mir etwas näher gekommen und ich ahnte, daß es vielleicht mein Leben gelten würde.

Plötzlich erscholl vom Walde her ein hohles Geheul, gleich dem Geschrei der Wölfe, wenn sie, ein Pferd findend, zu schwach sind, es anzugreifen und um Hülfe rufen. Mein Verfolger wandte sich um und ich hörte, wie er durch den Busch wie ein Pfeil zu seinen heulenden Kameraden flog. Dann blieb ich einen Augenblick stehen, faltete meine Hände und dankte Gott für meine Erlösung.

Darauf betrat ich meinen Weg mit neuem Muthe. Zu dem einsamen Hause gekommen, fand ich die Leiter auf demselben Platze. Ich legte eine Summe Geldes, den zehnfachen Werth des Werkzeuges auf die Erde, nahm es auf die Schulter und lief wie ein Dieb davon.

Um Mitternacht kam ich in die Nähe des Pesthauses; da ging ich etwas langsamer, um die Leiter ohne das mindeste Geräusch unter die Mauer zu bringen. Bald trug ich sie auf meiner Schulter, bald kroch ich wieder auf Händen und Füßen und zog sie nach mir fort, bis ich endlich die Steine der Mauer betastete. Gewiß schliefen die Todtschläger; denn je näher ich auch ihrem Wachthause kam, ich hörte nichts. Als die Leiter fest stund, stieg ich

hinauf, und setzte mich rittlings auf die Mauer; ich zitterte wie ein Rohr und hatte solche Angst, daß mein Herz beinahe nicht mehr pochte. Mit scharfem Blicke schaute ich in den Hof hinab und glaubte in der Dunkelheit sich einen Schatten bewegen zu sehen. Ich frug mit gedämpfter Stimme:

„Bist Du es, mein Vater?"

„Ich bin es, Walter," war die leise Antwort.

„Warte," fuhr ich fort, „die Leiter werde ich hinüberziehen und kommen, um Dir zu helfen."

„Höre wohl, Walter," sprach mein Vater, „wenn Du von der Mauer kommst und bleibst nicht immer zehn Schritte von mir entfernt, so kehre ich zu meinen Schicksalsgenossen zurück und wäre ich auch schon eine Stunde von hier. Nimm diese Worte zu Herzen, wenn Du meine Befreiung wünschest."

Während er dies sagte, zog ich die Leiter über die Mauer und setzte ihren Fuß in den Hof. Mein Vater stieg herauf, doch als er beinahe den Mauerrücken erreicht hatte, zwang er mich bis zu einem gewissen Abstand von der Leiter wegzukriechen. Dann erst setzte er sich auf die Mauer, zog selbst die Leiter auf die andere Seite, schritt hinab und stand auf freiem Boden. Ich folgte ihm schweigend auf dem Wege, den er wählte, um sich von dem Pesthause zu entfernen. Bald waren wir ziemlich weit von dem Pesthause und da wir jetzt nichts mehr von den Todtschlägern zu befürchten hatten, wäre ich gerne auf meinen Vater zugegangen; doch was ich auch versuchte, er blieb unerbittlich von mir entfernt.

Es ist unmöglich zu beschreiben, wie peinlich mir dieß war; ich litt schwer und tief, und war bereit, auch gegen seinen Willen mich meinem Vater zu nähern. Als er dies bemerkte, sprach er mit mir in einem Tone, der mich schauern machte: es war meines Vaters schöne Stimme nicht mehr, sondern ein schrilles und hohles Murmeln, das ihm durch die Krankheit als Sprache gegeben worden!

„Mein guter Walter," sagte er, „ich weiß, wie es Dein liebevolles Herz foltern muß, daß Du mich nicht in Deine Arme drücken darfst!"

„O ich trinke einen bittern Kelch!" antwortete ich weinend.

„Aber, mein Kind," fuhr er fort, „Du weißt also nicht, daß die leiseste Berührung Dich anstecken würde: — Du müßtest sterben, mein armer Sohn."

„O mein Vater," rief ich, „laß mich Dich umarmen, um Gotteswillen! Sterben sagst Du? Aber glaubst Du denn, es wäre mir nicht angenehm, dieselben Schmerzen und denselben Tod zu leiden, wie mein Vater. Und dann ist es nicht gewiß, daß ich angesteckt werde."

Die Stimme meines Vaters wurde schmerzlicher, als er diese Worte sprach:

„Mein Kind, könntest Du mein Gesicht und meinen Leib sehen, Du würdest selbst davon fliehen. Ich bin überdeckt mit offnen Wunden, die eine ansteckende Ausdünstung haben. Vielleicht hast Du mit Deinem Athem schon die schreckliche Pest in Deine Brust gesogen. Auf meinen Knieen bitte ich Dich; bleib' ferne von mir!"

Ich sah, wie mein Vater wirklich auf den Boden gesunken war, und mit ausgestreckten Armen mich bat, ihm zu gehorchen. Während ich zitternd und beinahe bewußtlos stehen blieb, fuhr er fort:

„Walter, täusche Dich nicht mit falscher Hoffnung. Ich bin dem Tode verfallen, denn meine Gebeine sind schon von der Pest ergriffen. Wozu soll es dienen, der Pest ein neues Opfer zu bringen und Mutter und Schwester allein auf der Welt zurückzulassen? Nicht die Hoffnung auf die Genesung läßt mich das Pesthaus verlassen: nur meine Liebe zu Euch und der Wunsch, noch einmal aus der Ferne meine Familie zu sehen, konnten mich dazu bewegen. Soll ich nun beständig von dem Gedanken gequält werden, daß ich Ansteckung und Tod in meine Familie bringe, — und dieß nur um meine Augen an meinen

Kindern zu weiden? O Walter, ich muß leiden und sterben, ohne daß eine Hand die meine drücke, ohne daß Eure süße Umarmung mir zum Troste werde, ohne daß Ihr die Augen Eures sterbenden Vaters schließen dürft! So lautet das Urtheil, das der Herr über das Schicksal seines Dieners sprach."

Während dieser schmerzlichen Worte rollten bittre Thränen über meine Wangen. Schluchzen und Seufzen war anfangs meine Antwort. Plötzlich ging etwas Unbegreifliches in meinem Geiste vor, ich fühlte das Blut wild durch meine Adern rollen, und in mein Herz sich entladen, — und, während ich meine Faust wüthend zerbiß, flogen düstere Gedanken durch meinen Kopf.

„Nicht wahr, Walter," fragte mein Vater bittend, „Du wirst mir gehorchen und mich nicht berühren?"

Meine Verzweiflung verdoppelte sich und ich fühlte ein flammendes Feuer in meinem Herzen.

„Vater!" rief ich, „so ist mir das Leben eine Last, die ich nicht tragen kann. Was! ich sollte Dich erlöst haben, um Dich dann hülflos sterben zu sehen: ich sollte Dich fliehen, wie eine giftige Natter! Ich sollte Dich nicht umarmen dürfen, und Dir nicht die Augen schließen, wenn Dich der Herr zum Himmel ruft. Ha, ha, so weit wird Dein Sohn den Nacken nicht beugen unter dem Schicksal; er wird seinen Vater umarmen und küssen, trotz der Pest. Hier, gib mir einen Theil Deiner Krankheit — kein ander Leben, kein andrer Tod, als Du, mein Vater!"

Und schon lag ich an seiner Brust, mit meinen Lippen auf seiner Wange!

Einen Augenblick rang er mit mir; doch bald sehend, daß ich ihn unüberwindlich in meine Arme geschlossen hielt, ließ er sein Haupt machtlos auf meine Schulter sinken. Ich fühlte heiße Thränen aus seinen Augen auf meine Hand rollen und sich mit den meinen vermischen. Dann sprach mein Vater mit bewegter Stimme:

„Kind, was hast Du gethan. Ich klage Dich nicht um Deiner unermeßlichen Liebe an, sie ist mir der herrlichste Trost im Unglück; aber weißt Du, wie mein Herz zerschmettert wird von der Ueberzeugung, daß der Tod schon durch Deine Adern rollt? Ich bin alt, Walter, einige lästige Jahre sind mir genommen; Du noch so jung, reißest einen großen Lebensfaden ab!"

Meine That hatte mich erhoben und ich fühle mich stark.

„Ich werde nicht angesteckt werden, nicht sterben!" rief ich. „Weißt Du, was der Wind, der durch die Bäume flüstert, mir sagt? — Ehre Vater und Mutter, auf daß Du lange lebest auf Erden!"

„Gebe es der Allmächtige, daß Dich der Geist der Propheten in diesem Augenblicke beseelt, mein Kind. Aber steht nicht auch geschrieben: Du sollst den Herrn Deinen Gott nicht versuchen."

„Er thue mir nach seinem gebenedeiten Willen. Wenn noch Galle in dem Becher bleibt, hier bin ich, ich will sie trinken! .... Meinen ersten Lohn schmecke ich schon, Dein Kuß hat mir Kraft und Muth gegeben, komm, laß uns eilen zu meiner Mutter."

Mit diesen Worten faßte ich seine Hand und wir schlugen den Weg nach der Höhle ein.

Als wir ein ziemlich Stück Wegs gegangen waren, sprach mein Vater in tiefer Niedergeschlagenheit:

„Walter, ich betraure meine Erlösung als das größte Unglück unter allen, die uns betroffen. Ich bewundere Deine Liebe, Deinen Muth, obwohl diese Tugenden Deinen Lebensfaden abreißen müssen. Aber was soll ich bei Deiner Mutter, Deiner Schwester thun? Lieben sie mich weniger als Du, und werden sie sich nicht auch ihrer Liebe zum Opfer bringen? O ich bin in einem schrecklichen Zustand. Was soll ich beschließen? in das Pesthaus zurückkehren, ich möchte es als ein Glück ansehen, dieß zu können, aber Du würdest es nicht gestatten?"

„Nein, das werde ich nicht," antwortete ich mit Kraft, „aber höre, Vater, was ich Dir sagen will: — Ich habe der Eingebung meiner Liebe gefolgt und vielleicht mich selbst aufgeopfert, denn ich sehe wohl ein, daß wenn ich auch so weit über mein eigenes Leben Meister bin, es mir doch zur unverbrüchlichen Pflicht wird, Mutter und Schwester zu hindern, meinem Beispiel zu folgen; vertraue auf mich, das Unglück hat mich in wenigen Tagen zum Manne reifen lassen: weder Mutter noch Schwester werden Dich antasten und müßte ich auch Gewalt gebrauchen, ihre Liebe wird sich unter meinem Willen beugen!"

„Habe Dank, mein Kind," seufzte mein Vater, „aber wo führst Du mich hin, und wie wirst Du Deine Mutter von mir zurückhalten?"

„Ich denke schon lange daran und glaube das rechte Mittel gefunden zu haben. Etwa zehn Schritte von der Höhle ist eine kleinere; — erinnerst Du Dich nicht, wo wir einst ein unbekanntes Kraut fanden?"

„Das Aconitum der Lateiner, mit einem blutrothen Blatte?"

„Ja, — dort in jener Höhle mußt Du bleiben; meine Mutter und Schwester werde ich hindern, die ihrige zu verlassen, am Tage aber ihnen gestatten, in einer kleinen Entfernung sich Dir zu nahen, so könnt Ihr Euch ohne Gefahr sehen und trösten, und wir werden unsere Wissenschaft zu Rathe ziehen. Sei guten Muthes, Du wirst genesen."

„O mein Sohn," rief mein Vater verwundert aus, „Deine Liebe zu mir hat Dir Weisheit geschenkt! thue, wie Du sagst, ich verlasse mich auf Deine Vorsicht."

So sprechend, kamen wir zu der Berghöhle, die ich bestimmt hatte, meinen Vater aufzunehmen. Mit dünnen Zweigen und Blättern bereitete ich ein Bett und hieß ihn auf dasselbe niederliegen; dann ging ich vor den Eingang der großen Höhle und rief zwischen die davorgerollten Steine:

„Mutter, Schwester, seid Ihr da?“

„Ha, Walter!“ riefen zwei Stimmen.

„Mein Versuch ist geglückt!“ erwiederte ich, „unser Vater ist erlöst; aber er kann nicht hieher kommen, ehe es Tag geworden. Ich gehe zurück zu ihm. Seid nur getrost und ruhig, bis ich ihn hieher bringe.“

Einige Klänge ihrer Stimmen sagten mir, wie sie sich über diese Nachricht freuten; meinen Befehl wiederholend, kehrte ich in die Höhle meines Vaters zurück. Während des übrigen Theils der Nacht besprach ich mit ihm, was zu thun sei, um seine Genesung zu bewirken.

Anfangs wollte er seine Gedanken nicht damit befreunden, so fremd war ihm alle Hoffnung; endlich aber konnte er meinen Bitten nicht mehr widerstehen und sagte zu mir mit großer Freude:

„Walter, mein arabischer Lehrer gab mir, als ich ihn verließ, eine kleine silberne Büchse zum Geschenk und sagte, in derselben sei ein wenig Salbe, die unfehlbar von der Pest heile, ja selbst den nahen Tod überwinde. Ein Mensch allein kann sich derselben bedienen, denn die Büchse enthält nur, was für einmaligen Gebrauch hinreicht.“

„Wo ist die kostbare, die glückliche Büchse?“ rief ich bebend vor Freude.

„Hast Du nicht bemerkt,“ erwiederte mein Vater, „daß in dem Keller unsrer Wohnung viele Kreuze in die Mauer gehauen sind, und daß eines derselben das andere an Größe übertrifft?“

„Ja, ich fragte Dich oft, was es bedeute, aber Du hast es mir nie gesagt.“

„Nun denn, unter dem größten Kreuz ist die Mauer hohl; mit einigen Hammerschlägen kann man den Stein bewegen und es öffnet sich ein Loch, in welchem ein Klumpen Judenpech liegt. In diesen Klumpen ist die silberne Büchse geschlossen.“

„Ich eile dahin,“ rief ich heftig aus, „o ich werde zurückkommen, mit dem, was Dir Heilung bringt!“

Ich wollte die Berghöhle verlassen, aber mein Vater hielt mich zurück und bedeutete mir, meine Reise müsse bis zur folgenden Nacht verschoben werden, da sich schon ein leichter Schimmer im Osten zeige und ich unmöglich vor Sonnenaufgang nach Lüttich kommen könne. Ich sah wohl ein, daß es jetzt weniger, denn je, gerathen sei, mich der Gefahr auszusetzen, angehalten oder getödet zu werden, da das Leben meines Vaters von meiner Erhaltung und meiner Freiheit abhänge. Mit Ungeduld unterwarf ich mich der Nothwendigkeit.

Kurz vor Sonnenaufgang führte ich meinen Vater zu einer Vertiefung, wo der Regen einen kleinen See gebildet hatte und wusch seinen ganzen Körper mit der Leinwand, die ich von meinem Unterkleide abgerissen hatte. Trotz der heftigen Kälte minderte die Abwaschung seinen Schmerz auf wunderbare Weise. Sowie die Sonne höher stieg, bekam ich meines Vaters Gesicht zu sehen; es war schauerlich! — zerrissen von fressenden Wunden und gefärbt von abscheulichen blauen und kupferigen Flecken. Seine Augen lagen tief in ihren Höhlen, seine Wangen waren hohl und sein Mund krampfhaft verzogen. Dieser Anblick machte mich weinen; mein Vater sprach lang von Mutter und Schwester, bis ich meine Ruhe wieder bekam. So oft ich nach ihm hinblickte, überlief mich ein eiskalter Schauer.

Sobald sich die Sonne über die Berge erhob, brachte ich meinen Vater bis auf einige Entfernung von der großen Höhle und ließ ihn auf den Boden niedersitzen; dann rollte ich die Steine vor dem Eingang weg und sprach zu den Frauen:

„Mutter und Du, Marie, meine Schwester, höret wohl auf das, was ich Euch sage. Unser Vater ist nicht fern von hier; ich komme, Euch zu holen, daß Ihr ihn sehet; aber rühret ihn nicht an, kommt ihm nicht näher als auf zehn Schritte, sonst kehrt er in das Pesthaus zurück und ich werde ihn selbst dorthin führen, ohne daß Eure

Bitten, und weintet Ihr auch Blut, ihn oder mich erweichen könnten. Dieselbe Strafe bedroht Euch, wenn Ihr mich berühret, denn auch ich bin angesteckt!“

Diese bittern, doch nöthigen Worte machten die Frauen an allen Gliedern zittern und statt der Freude, die sie erwarteten, preßte ich Thränen aus ihren Augen.

„Ihn nicht berühren, nicht umarmen!“ rief meine Schwester verzweifelnd.

Ich gab meiner Stimme so viel Sanftes als nur möglich und sagte:

„Maria, sage mir, wünschest Du den Tod Deiner Mutter? Du bebst bei diesem Gedanken! nun denn, wenn Du Dich nicht wie ein Sklave meinem Willen unterwirfst, wird Deine Mutter Deinem Vorbild folgen, angesteckt werden und sterben. — Und Du, Mutter, wünschest Du den Tod Deines Kindes?“

„Ich verstehe Dich, Walter,“ seufzte meine Mutter, „fürcht nichts mehr: wir werden wie Sklaven dem unerbittlichen Schicksal gehorchen.“

Beruhigt durch ihren Gehorsam brachte ich die beiden Frauen aus der Höhle zu meinem Vater. Ein Schrei entflog beider Brust und sie sanken auf die Erde nieder. Ich hatte dieß vorausgesehen, aber wie hätte ich diese Scene vermeiden können? Da lagen nun Mutter und Schwester wie bewegungslose Leichen und ich durfte sie nicht anrühren, nicht helfen; mein Vater raufte sich, ohne zu sprechen, die Haare aus, und ich stand zwischen ihnen wie ein Wahnsinniger, der sich geduldig dem Schicksal beugt.

Meine Schwester kam zuerst wieder zu sich, richtete das Haupt meiner Mutter vom Boden auf, rieb ihr die Stirne und drückte ihre Hände, bis sie endlich beide unter einer Fluth von Thränen mit meinem Vater zu sprechen begannen.

Bald kehrte auch mir die Besinnung wieder; ich sah ein, welche Gefahr wir liefen, wenn uns Jemand entdeckte.

Darum ließ ich die Frauen im Gespräche mit dem Vater zurück und bestieg eine Anhöhe, um als Schildwache umher zu schauen.

Eine Stunde lang stand ich da, ohne etwas zu bemerken; dann sah ich plötzlich von ferne zwei Männer hinter einem Hügel hervorkommen und den Weg einschlagen, der sie unfehlbar zur großen Höhle bringen mußte. Ich bemerkte, daß es keine Feinde waren, denn sie hatten keine Waffen und schienen mir sehr schmutzig gekleidet zu sein. Dessen ungeachtet lief ich rasch die Anhöhe hinab und hieß meinen Vater und die Frauen Jedes in seine Höhle zurückkehren, rollte dann die Steine vor den Eingang und mich nach einer andern Seite hin entfernend, stellte ich mich den herbeikommenden Männern in den Weg und bückte mich oft zur Erde als ob ich Kräuter oder Wurzeln suchte. Ich bemerkte, daß die beiden Männer große Eile hatten und sich beständig umwandten, wie Leute, die verfolgt zu sein glauben. Sobald sie mich zu Gesicht bekamen, blieben sie stehen und schienen sich zu berathen, was sie thun sollten; auch sie hatten Angst vor mir. Als sie bald näher auf mich zukamen, bemerkte ich, daß es zwei Leprosen waren. Nachdem sie mich mit einigem Mißtrauen betrachtet hatten, fragte der Eine:

„Jüngling, hast Du keine Kriegsknechte oder Todtschläger auf diesem Wege gesehen?"

„Nein!" antwortete ich, „was sollten die hier thun?"

„Kommst Du denn heute nicht aus der Stadt?"

„Nein, ich wohne in dem nahe gelegenen Dorfe."

„Sind auch Leprosen in Deinem Dorfe?"

„Ja einige."

„So gehe eilig ihnen zu sagen, sie sollen aus dem Bisthum flüchten. Denn die Pastoralen werden sich noch heute über das ganze Land verbreiten und alle Leprosen ermorden."

„Und wenn sie sich in Kellern oder Höhlen verbergen?"

„Das würde sie wenig helfen. Sind nicht alle

Höhlen und Keller zu finden, und weiß man nicht, daß dieß die gewöhnlichen Schlupfwinkel sind? . . . . Wenn Du einiges Geld hast Jüngling, so wirst Du ein Werk der Barmherzigkeit thun, wenn Du es zwei unglücklichen Leprosen gibst.

Ich wußte nicht, welch' neue Gefahr uns drohte; darum antwortete ich:

„Ich habe zwei Goldstücke und will sie Euch schenken wenn Ihr mir genauer sagt, was die Leprosen meines Dorfes zu fürchten haben und woraus diese Verfolgung entstanden ist."

Der Andere, der bisher noch nicht gesprochen hatte, antwortete mir:

„O, das ist nicht schwer. Diese Nacht sind die Leprosen aus dem großen Pesthaus geflohen und zu hundert und achtzig auf die Flucht gegangen. Die Pastoralen und Todtschläger verfolgen sie nach allen Seiten und wen sie finden, den ermorden sie ohne Barmherzigkeit. Das ist Alles."

Ich gab ihnen die zwei Goldstücke; sie traten in den Wald und verschwanden.

Dann kehrte ich zu meinem Vater zurück und theilte ihm mit, was ich vernommen. Da wir unter Tag unsern Schlupfwinkel nicht zu verlassen wagten, um eine weite Reise anzutreten, um so mehr, als wir alle den unverkennbaren Stempel jüdischer Abkunft im Gesichte trugen, so verbarg ich meine Mutter und Schwester in die eine Höhle und kroch mit meinem Vater in die andere.

Wir verbrachten den ganzen Tag in größter Stille, jeden Augenblick die mordlustigen Pastoralen erwartend; wir sahen aber und hörten keinen Menschen. Nachmittags begann es in großen Flocken zu schneien; vielleicht hatte dieß schlecht Wetter die Pastoralen abgehalten, an solch' einsamem Orte zwischen den Bergen nachzuspüren. Als die Dunkelheit über die Felder hereingebrochen war, krochen wir aus der Höhle und ich ging, um meine Mutter und

Schwester zu holen. Die armen Frauen! sie waren ganz niedergedrückt, ausgeweint, ermattet und lahm an Körper und Geist; mit Mühe konnte ich ein Wort aus ihnen herausbringen und selbst dann war ihre Stimme so hoffnungslos und schmerzlich, daß es mir wie ein Messer durch die Seele ging.

Wohin unsere Schritte nun richten? Die erste Aufgabe war, uns so weit als möglich von Lüttich zu entfernen. In andern Städten des Bisthums waren die Gesetze gegen die Leprosie nicht so streng, weil dort die Pest noch nicht so heftig wüthete, und wenn wir tiefer von der Maas ab und unterhalb Mastricht gelangen konnten, so waren wir gerettet, denn dort kannte man die Leprosie noch nicht, auch gab es daselbst noch keine Pastoralen. Dieß ließ uns den Beschluß fassen, an Mastricht vorüber zu ziehen und diese Nacht so weit zu gehen, als uns die Füße tragen wollten. Meine Mutter und Schwester sagten nichts, sie folgten uns durch den Schnee wie Schatten ohne Sprache und Gefühl. So zogen wir unaufhaltsam weiter, ohne etwas Anderem, als Wölfen zu begegnen, die uns in so großer Anzahl sehend wieder davon flohen. Nach einem Wege von zwei Stunden antwortete mein Vater beinahe nichts mehr auf meine Fragen und ich bemerkte, daß die Müdigkeit ihn übermannen werde, denn er begann immer schwerer und wie erlahmt auf meinen Schultern zu ruhen.

Obwohl ich überzeugt war, daß die übermäßige Bewegung seine Wunden entzündete und ihm schreckliche Schmerzen verursachte, so durfte ich doch nicht von einer Unterbrechung der Reise sprechen. Wir waren an einem Orte, der uns nur oberflächlich bekannt war und würden in der Dunkelheit unmöglich einen sichern Schlupfwinkel gefunden haben, deßhalb unterstützte ich meinen Vater, so daß ich mehr als die Hälfte seines Körpers trug und ermuthigte die schweigenden Frauen durch Worte der Hoffnung und Liebe.

Wir schritten noch eine Zeit lang fort zwischen hohen

Hügeln durch einen wüsten und verwilderten Ort, als plötzlich die Glieder meines Vaters wie erlahmt, schlaff und schwer wie Blei an mir hingen, ich wollte weiter gehen, doch die Beine meines Vaters schleiften auf dem Schnee nach. Ich schrie laut auf und ließ den kraftlosen Körper meines Vaters auf den Schnee sinken.

Meine Mutter und Schwester knieten in der bestimmten Entfernung nieder. Kaum vermochte sich hie und da einen dumpfen Seufzer aus ihrer Brust zu lösen. Sie waren wie versteinert. Mein Vater, nicht ganz der Sprache beraubt, da ich ihm die Stirne mit Schnee bestrich, seufzte mit kraftloser Stimme:

„Walter, meine Stunde ist gekommen; Kind, eine Wunde hat den Weg zu meinem Rückenmark gefunden; der Tod steht neben mir, — ich gehe zu Gott! höre wohl: hole die silberne Salbenbüchse, sobald Du dazu Gelegenheit findest. Wenn Du auch nicht angesteckt wirst, wirst Du dieß kostbare Heilmittel bewahren, denn es wird Dir dazu dienen, Dich zu retten. . . . . Du sollst mir die Augen schließen als liebevoller Sohn — und dann, wenn meine Seele ihre abscheuliche Wohnung wird verlassen haben, sollst Du mir mit einem Beile ein Grab graben, nicht wahr? . . . . .“

Diese schrecklichen Worte hatten Kraft genug, um in meinem Herzen noch Saiten zu finden, die nicht zerrissen waren; ich athmete tief auf und schrie wie von Sinnen durch den Wald, schleifte meinen Vater über den Schnee bis zu einer Anhöhe und rief ihm und den Frauen zu:

„Nein, der Tod soll sich heute nicht zwischen uns stellen: ich gehe . . . . die silberne Büchse . . . . Lüttich . . . . Geduld . . . . ich komme . . . . betet . . . . betet!“

Und dieß sagend flog ich wie der Pfeil aus dem Bogen in der Richtung nach Lüttich.

Es war etwas später als Mitternacht, ich lief immer weiter und weiter, bis ich fühlte, daß mein Herz, durch

ungestümes Jagen ermattet, mir beinahe zersprang. Da verlangsamte ich meine Schritte, ohne jedoch meinen gewohnten Gang zu gehen. An dem Thor von Lüttich angekommen, fand ich dasselbe offen; eine große Anzahl bewaffneter Männer gingen aus und ein; an ihren Worten merkte ich, daß es Pastoralen waren; doch gedachte ich meiner wichtigen Botschaft und schritt muthig in die Stadt hinein. Vor unsere Wohnung gekommen, fand ich die Thüre derselben auf der Straße liegen, die Fenster zerbrochen und den Eingang durch zerschmetterten Hausrath versperrt. Die Nachricht des Unbekannten hatte sich also bewahrheitet: — die Plünderung war geschehen. In dem Keller schlug ich mit einem schweren Stein auf das große Kreuz und öffnete die Mauer.

Mit freudiger Hast ergriff ich den Klumpen Judenpech und mich wieder auf den Weg begebend, gelangte ich mit meinem köstlichen Schatze auf das freie Feld. So schnell eilte ich fort, daß mir der Schweiß von der Stirne lief und die Kleider am Leibe klebten, aber die Freude, die ich in meinem Herzen fühlte, gab mir Muth und Kraft. — O, ich hielt in meiner Hand das Leben meines Vaters! Bald sollte ich den Ort erreichen, wo ich ihn verlassen hatte; ich durfte ihm sagen: Hier ist die Gesundheit! lebe noch lange mit uns! die Krankheit verschwindet; — und nun umarme auch meine Mutter und meine Schwester!

Zwischen diesen seligen Gedanken brachte ich den Klumpen Judenpech an meinen Mund und küßte denselben mit Entzücken. So nahte ich mich dem Orte, wo mein Vater lag, und schon wollte ich ihm die frohe Nachricht von ferne zurufen . . . .

Da sah ich vor mir auf dem Schnee in dem Wege drei Wölfe, die ihre Beute zerrissen; ich konnte nicht vorbei ohne den Wölfen in den Rachen zu laufen, denn ich befand mich in einem Engpaß zwischen zwei Bergen. Zurückkehren und einen andern Weg einschlagen, mochte ich eben so we-

nig, es hätte mir eine halbe Stunde geraubt. Während ich stehen blieb, um einen Augenblick zu überlegen, sah ich die Wölfe ganze Stücke Fleisch von ihrer Beute reißen und sie über den mit Blut bespritzten Weg schleifen.

Ich erinnerte mich, daß die Wölfe bei dem Klange des Eisens erschrecken, zog mein Handbeil unter meinem Kleide hervor und begann auf dasselbe mit einem Jagdmesser zu schlagen und so ein Geräusch zu machen; die Wölfe sahen auf und stürzten davon. Erfreut über meinen raschen Sieg, schritt ich weiter und wollte ohne Aufenthalt an der Wolfsbeute vorüber. Aber das Blut, das wie ein furchtbarer Flecken auf dem weißen Schnee hinlief, zwang mich einen Blick auf die Beute zu werfen. Es war eine Leiche . . . . und ich, o tödlicher Schreck, ich erkannte sie und stürzte mit einem gräßlichen Schrei ohne Leben und Gefühl in das Blut meines Vaters . . . .
. . . .

Was ich weiter schreibe habe ich nicht selbst gesehen; meine Schwester hat es mir viele Jahre später erzählt.

Während ich auf dem Wege nach Lüttich war, hörten meine Mutter und meine Schwester den letzten Seufzer meines Vaters. Sie näherten sich ihm mit unaussprechlicher Angst und sahen, daß seine Seele zum Himmel gestiegen war. Dann in einiger Entfernung sich niederlassend, beteten sie für den Verstorbenen und versanken in einen schlafähnlichen Zustand. Nach langer Zeit hörten sie plötzlich ein gräßliches Schreien von wilden Thieren und sahen drei Wölfe die Leiche meines Vaters den Berg herab schleifen. Meine Mutter stieß ihren letzten Schrei aus: dieser tödtliche Anblick hatte ihren Lebensfaden mit Gewalt zerrissen, — der Schnee empfing sie, und sie stand nicht mehr von diesem Sterbelager auf.

Meine Schwester verlor ihr Bewußtsein und blieb auf der Erde liegen bis es Tag wurde und die helle Sonne den Schnee bestrahlte; ihr verwittert Auge schaute wie versteinert umher, sie hob die eiskalte Hand unserer Mutter

auf und ließ sie mit Schauer wieder fallen. — Ein Schrei entflog ihr, als sie mich unten an dem Berge zusammengekauert sitzen sah; sie kam herbeigelaufen und umarmte mich, ich gab ihr den Kuß zurück und wollte sie von mir entfernen, doch sie hielt mich mit ihren Armen fest umschlungen, gleich einem Ertrinkenden, der sich an das Holz der Rettung klammert. Endlich ließ sie mich los und sprach:

„Walter, laß uns jetzt unter Menschen gehen, daß unsere Eltern in geweihter Erde liegen können! ich sehe einen Kirchthurm, komm!“

Ich begann zu lachen und lief mit dem Ausdruck der äußersten Freude hüpfend umher:

„Ha, ha,“ rief ich, „mein Vater ist genesen! Ich habe ihm die Büchse gebracht; er hat sich bestrichen .... Sieh, da liegt er .... Nicht wahr, er ist genesen? .... Wölfe .... Schwarzes Blut! .... Wie schön ist die Sonne! ....“

Und wie ein Kind spielte ich lachend mit dem Klumpen Judenpech.

Meine gefolterte Schwester schlang den Arm um meinen Hals, zwang mich niederzusitzen und sich neben mich setzend, seufzte sie:

„Armer Walter, sei ruhig .... ruhig; — denn Deine Nerven sind angegriffen. Bete zu Gott, wenn Du kannst, ... hier werden auch wir bald sterben. .... Der Himmel wird vier Märtyrer in seinem Schooß vereinen. ...“

Ich murmelte einige unverständliche Worte und blieb schweigend sitzen.

Wir waren nur wenig von der Leiche unseres Vaters entfernt und auf dem Hügel, an dessen Fuß wir saßen, lag die Leiche unserer Mutter. Der Weg nach Aachen zog nicht ferne von uns, meine Schwester hatte selbst schon einen Reiter in vollem Trabe an uns vorüberreiten sehen.

Das Maß unserer Leiden war voll: am Morgen

standen plötzlich zehn Ritter vor uns zu Pferde und betrachteten uns mit großem Mitleiden. Ohne Zweifel hatten sie uns vom Wege aus auf dem Schnee sitzen sehen und waren von Neugierde getrieben, zu uns gekommen.

„Walter, mein Pathe, bist Du es?“ fragte einer von ihnen, während er von seinem Pferde sprang.

Seine Stimme traf mich gewaltig; ich lief zu ihm mit den Klumpen Judenpech und rief ihm lachend entgegen:

„Ha, ha, Vater! Hier ist die silberne Büchse..... Da bestreiche Deine Wunden .... rasch .... ehe die Wölfe kommen! ....“

Graf Walter von Craenhove, denn er war es, drückte mich mit Thränen in den Augen in seine Arme. Mein Wahnsinn und noch mehr das schreckliche Schauspiel, auf das just sein Blick fiel, machten ihn schauern vor Angst und Kummer.

Während ich, meines Verstandes beraubt, ihn für meinen Vater hielt und immer in ihn drang, das Judenpech anzunehmen, konnte er von mir eine Mittheilung über unser Unglück nicht bekommen. Alle Ritter stiegen vom Pferde und bezeugten uns ihr Mitleid. Aber Graf Walter von Craenhove gestattete ihnen nicht lange, uns ihr edelmüthiges Mitgefühl zu beweisen. Er rief seinen Dienern, ließ jedes von uns ein Pferd besteigen, das von einem Knechte am Zaum fortgeführt wurde und gab Befehl, zum ersten Dorf zu reiten. Nachdem er uns dort in eine Herberge gebracht, ließ er die Leichen unserer Eltern gleichfalls nach dem Dorfe führen und mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten zur Erde bestatten. Am andern Tage sagte er seinen Reisegenossen Lebewohl und ging nicht nach Lüttich, wie er im Sinne gehabt; er blieb bei uns in dem Dorfe, bis bessere Nahrung und seine freundlichen Worte meiner Schwester ihre Kraft wieder gegeben hatten. Dann kaufte er einen bequemen Wagen und führte uns auf sein Schloß den Laternenhof, welchen wir nicht mehr verließen.

Dort wohnten wir in Fried und Ruhe. Meine Schwe-

ster folgte meinen Schritten mit ängstlichem Kummer; ihr armer wahnsinniger Bruder war der Gegenstand ihrer steten Sorge; sie lebte nur für ihn, um ihn vor allem Unglück zu bewahren. Mein Wahnsinn war sanft und gutwillig: ich lachte immer und obwohl ich meine Schwester nicht mehr kannte, liebte ich sie doch von ganzem Herzen. Meine Beschäftigung bestand in der Verfertigung von Wölfen; — was ich in meine Hand bekommen konnte, wenn es nur Lehm, Wachs oder Teig war, ebenso schnell formte es sich in Thiere mit vier Füßen um, welche eine rauhe Wolfsgestalt hatten. Oft hatte ich mehr denn hundert vor mir und dann lachte ich mit übermäßiger Freude. Meine Schwester hatte oft versucht, mir dieses Wölfemachen abzugewöhnen. Doch sobald sie bemerkte, wie sie mich dadurch betrübe, ließ sie davon ab. Graf Walter von Craenhove war mir nicht minder gewogen: alles, was uns das Leben versüßen konnte, wurde gethan, und wenn ich ihm, in meiner Narrheit, den Namen Vater gab, so täuschte ich mich nicht: er war uns Vater und Wohlthäter.

Nach sieben Monaten unseres Aufenthaltes in dem Laternenhofe erschien Graf Walter von Craenhove einst im Zimmer, wo ich und meine Schwester waren; ich hatte mich mit Blumen bekränzt, denn das war nun meine Liebhaberei, und vor mir auf dem Boden stand wieder eine große Reihe Wölfe von Lehm. Der Graf nahm einen Sessel und sich nicht ferne von meiner Schwester niedersetzend, sagte er:

„Maria, Dein edelmüthiges und liebevolles Betragen hat meine höchste Bewunderung erregt; ich zweifle sehr, ob Deine Tugenden in mir nicht ein anderes Gefühl rege gemacht haben. Denn bei dem Gedanken an Deine große Aufopferung will ich nicht von einer weltlichen Leidenschaft mit Dir sprechen. — So kannst Du nicht fortleben, Maria, — ohne Familie, ohne Eltern, ganz abhängig von Deinem Freunde Walter! Oft, wenn der Schlaf von meinem Bette flieht, denke ich an das Schicksal, das Dich

treffen kann, wenn der Herr nach seinem unerforschlichen Rathschlusse mich zu sich riefe. — Dein Vater, Marie, hat mich vom gewissen Tode gerettet: seine Liebe war mir noch theurer als das Leben, das er mir gab, — ich fühle, daß Gott mich auserſehen, seine Kinder zu trösten und zu beschützen und ich wünsche, daß die Seele Deines Vaters sich im Himmel noch freue über die Art, wie ich dieser Sendung Genüge leiste. Dazu habe ich noch nicht genug gethan; ich fühle, daß ich die Macht habe, Dich und Deinen unglücklichen Bruder vor neuem Schmerzen zu bewahren. Eine Eingebung von oben und die Sprache meines Innern haben mir gesagt, daß ich durch die Bande des Blutes mich mit Euch vereinen und Euch eine Familie und feste Stellung geben soll. — Willst Du meine Frau werden?"

Meine Schwester hatte den Grafen mit Verwunderung angehört. Statt jeder Antwort zeigte sie auf mich und seufzte:

„Und der arme Wahnsinnige, wer wird ihm Gesellschaft leisten?

„Du, Marie," sagte der Graf. „Meine Liebe zu Dir ist nicht eigennützig, Deine Liebe zu Deinem wahnsinnigen Bruder hat meine Liebe erweckt. Je mehr Du Dich ihm aufopferst, desto größer wird meine Zuneigung werden. Und dann, siehst Du nicht, Marie, daß der Wunsch, Deinem Bruder ein Recht auf gute Versorgung zu verschaffen, mich Deine Hand verlangen heißt. Spricht ein Verliebter, wie ich?"

Wie offen auch Graf Walter sprach, meine Schwester zeigte sich nicht geneigt, einen andern Namen anzunehmen, als den, der sie an mich knüpfte. Diese Weigerung in edeln und anspruchslosen Worten vorgetragen, feuerte die Liebe des Grafen nur noch mehr an und da er von der Reinheit seiner Absichten überzeugt war, so suchte er nur noch öfter bei meiner Schwester um die Gewährung seiner Bitte an. Sie blieb aber unüberwindlich.

Im folgenden Winter fiel häufig Schnee, die Wölfe verließen wieder den Ardennenwald und verbreiteten sich über das ganze Land. Eines Abends, als mich meine Schwester allein gelassen, um ein Spielzeug zu suchen, lief ich zum Schloß hinaus auf's offne Feld. Was mich überkam, weiß ich nicht; ich hatte vielleicht einen oder mehre Wölfe gesehen. Die Männer, welche auf den Ruf meiner Schwester, mich mit Fackeln zu suchen kamen, fanden mich bewußtlos auf dem Schnee ausgestreckt.

Ich verfiel in eine tödtliche Krankheit; acht Tage lang lag ich in brennender Fieberglut, ohne daß der Arzt Hoffnung geben konnte oder Furcht. Ich wurde so mager, daß mein Gebein durch die Haut schien. Als ich so abgemagert war, daß meine Glieder nicht dürrer werden konnten, erwachte in mir ein neues Leben; nach und nach bekam ich meine frühere Körperform wieder und mit ihr auch mein Geistesvermögen und die Erinnerungskraft. Drei Monden später war ich gesund und im vollen Genuß meines Verstandes.

Meine Schwester wurde Gräfin von Craenhove; sie beschenkte ihren Gatten mit zwei Söhnen, Hugo und Arnold, und mit einer wunderschönen Tochter, Aleidis.

Einige Jahre darauf starb sie, wie eine Heilige freudig und Gott dankend; der gute Graf Walter folgte ihr bald in's Grab. . . . .
. . . .

Sie liegen beide begraben in dem Ulmenhaine neben ihren Söhnen Hugo und Arnold.

Ich, Walter Abulfaragus, wurde der Erzieher der Kinder meines Wohlthäters und meiner Schwester.

Wenn Gott, dem aller Ruhm gebührt, mir vergönnt hat, diese Sendung zu erfüllen, werde ich mein Haupt mit Freude auf das Todtenbette legen und meine Seele wird muthig aufsteigen zu seinem Richterstuhl. . . .
. . . .

Hier endigte die Handschrift.

Um die Geschichte des Abulfaragus zu Ende zu bringen, fügen wir noch einige Worte hinzu:

Als Abulfaragus ein Alter von hundert und zwei Jahren erreicht hatte, gab er in den Armen Bernhards und Aleidis seinen Geist auf. Sterben konnte solch' ein Tod nicht heißen, kein Schmerz, keine Geistesschwäche! — Ehe er die Augen schloß, segnete er noch einmal die zahlreichen Kinder Bernhards, die sein Bette umringten und sprach zu ihnen in ernstem Tone:

„Kinder, ehret Vater und Mutter, auf daß ihr, wie Euer Freund Abulfaragus, lange leben möget auf dieser Erde!"

Und dann fügte er noch leise hinzu: „Lebet wohl! Lebet wohl!" worauf sich seine Augen langsam schlossen .... Seine schöne Seele war auf zum Himmel gefahren! —

Ende.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

B5

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Conscience, Hendrik,

Geschichte des Grafen Hugo von Craenhove und seines Freundes Abulfaragus

Stuttgart 1846

P.o.rel. 5753
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10037607-7